<36635241900012

<36635241900012

Bayer. Staatsbibliothek

<36635241900012

<36635241900012

Bayer. Staatsbibliothek

Auserlesene Bibliothek der vorzüglichsten Erziehungs-Schriften.

Erster Theil. (1)

Familiengemählde: von Glatz.
Erstes Bändchen.

Reutlingen
bei Mäcken und Kompagnie
1801.

Familiengemählde
und
Erzählungen
für die Jugend.

Von

Jakob Glatz,

Lehrer am Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Bändchen.

Reutlingen
bei Mäcken und Kompagnie
1801.

P. o. germ. 3156

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinem rechtschaffenen Freunde

Herrn

Paul Josephi,

drittem Prediger zu Szarwasch in Ober-Ungarn und Mitarbeiter am Theschedikschen praktisch-ökonomischen Institute daselbst,

aus Achtung und Freundschaft

gewidmet.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Warum ich dieses Büchelchen, und gerade eine Kinderschrift Dir widme, guter Josephi?

Weil Du ein Freund meines Herzens und ein Freund der Jugend bist, für deren Bestes Du in deinem gegenwärtigen Wirkungskreise, als Mitarbeiter an einer Anstalt, auf die unser Vaterland stolz seyn kann, mittelbar und unmittelbar viel zu wirken vermagst, und gewiß wirken wirst. Denn der gute Wille ist da, und dem Willen entspricht die Kraft.

Man vergißt vieles auf der Welt, und muß vieles vergessen, wenn man die Gegenwart ruhig genießen und der Zukunft getrost entgegen gehen will; nur

„Was Freundschaft thut und spricht,
bleibt ewig unvergessen,
„Sie altert nicht, was auch hinweg
vom Leben träuft."

Und so werden auch die schönen Stunden, die mir an Deiner Seite, an Deinem Herzen, edler Freund! auf deutschem Boden lehrreich und angenehm verflossen, mir unvergeßlich bleiben. Ich rechne sie un-

ter die seligsten meines Lebens, und genieße sie oft dankbar, in süßer Rückerinnerung noch einmal.

Jenes Heiligste,

„das heut und ewig die Geister,
„Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

sey allezeit das höchste Ziel unsers Strebens, und dieses Streben die einzige Quelle unsers Glücks, unsrer Freundschaft. —

Nimm diese Bogen mit einem freundschaftlichen Herzen auf, denn ein freundschaft-

liches Herz bringt sie Dir dar. Was ich Dir oft an den Tag legte, niemahls mit dem Munde deutlich gestand, sage ich Dir jetzt ohne Heucheley und Falsch, daß ich bin und ewig bleiben werde

Dein

wärmster Freund,

Jakob Glatz.

Vorrede.

Ich weiß dieses Büchelchen mit nichts anderem zu begleiten, als mit dem Wunsche, daß es den beabsichtigten Zweck, etwas zur Veredlung der jugendlichen Seele

beyzutragen, nicht verfehlen, und daß ich den Theil meiner Erhohlungsstunden, den mir die Verfertigung desselben wegnahm, nicht unnütz verwendet haben möge.

Schnepfenthal, im Jun.
1799.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Cleon und seine Schüler. . . . 1

II. Der entdeckte Heuchler. . . . 14

III. Die drey Linden. 23

IV. Der Thierquäler. 30

V. Fritzchen im Winter. . . . 44

VI. Die Bravsche Familie in der Stadt. . 46

Inhalt.

		Seite
VII.	Die Bravsche Familie verläßt die Stadt.	64
VIII.	Die Bravsche Familie auf dem Lande.	78
IX.	Des armen Adolphs Wanderung.	102
X.	Der erste May.	108
XI.	Der kleine Lateiner.	132
XII.	Frühlingslied.	137
XIII.	Die sanfte Schwester.	141

Familiengemählde

und

Erzählungen für die Jugend.

Herr Cleon und seine Schüler.

Herr Cleon war ein trefflicher Mann. Ueberall, wohin er kam, sah man ihn gern; besonders hingen ihm die Kinder stark an. Wenn er ausging, sah man ihn immer von einer Schaar derselben umringt. Er erzählte ihnen anziehende Geschichten und erwarb sich dadurch ihre allgemeine Liebe. Oft sah man ihn auf einem Hügel, oder auf einer Wiese, an einem plätschernden Bache, oder unter dem Schatten obstreicher Bäume sitzen, und neben ihm aufmerksame Zuhörer beyderley Geschlechts. Manchmal sprang er auch wohl mit ihnen herum, schlug den Ball und nahm Theil an dem lustigen Jagdspiele.

Ein Kaufmann, der viel Verstand, ein gutes Herz, eine vernünftige Frau und neun liebe Kinder hatte, lernte Herrn Cleon kennen. Der junge Mann gefiel ihm und er sagte zu seiner Frau: Diesen möcht' ich wohl zum Lehrer unsrer kleinern Kinder haben. — Noch am nämlichen Tage ließ er Herrn Cleon zu sich einladen und fragte ihn: ob er

nicht geneigt wäre, täglich ein paar Stunden in sein Haus zu kommen, uud seinen Kindern Unterricht zu ertheilen. Cleon nahm den Antrag an, und die Kinder und ihre Eltern freuten sich darüber. Froh sprangen jene am nächsten Tage ihrem Lehrer entgegen, und Wilhelm, der Kleinste, reichte ihm traulich sein Händchen und sagte: weißt du denn auch, daß mirs recht lieb ist, daß du unser Lehrer wirst? Und weißt du denn auch, versezte Cleon, wann es mir recht lieb seyn wird, daß du und ihr alle meine Schüler seyd? „Wenn wir fleißig und gut sind," antwortete Marianne, und alle lächelten gar freundlich.

Cleon verlebte in diesem Hause einige glückliche Jahre, und die Familie hatte ihn so lieb gewonnen, wie ihren eigenen Sohn. Wenn ihm etwas Unangenehmes begegnete, und er nirgends Ruhe und Erheiterung finden konnte, so eilte er in den Zirkel seiner Schüler und Schülerinnen, unterhielt sich mit ihnen, scherzte und spielte mit den muntern Kleinen, zog wohl manchesmahl Campe's Robinson, die Reisen der Salzmannischen Zöglinge, die Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, oder ein anderes nützliches Buch, aus der Tasche, und las ihnen manches daraus vor. Das gab nun Veranlassung zu mancherley Unterredungen, drolligen Einfällen, unschuldigen Scherzen, und zuweilen zu einem recht herzlichen Gelächter. Und wenn Cleon vorher noch so traurig gewesen war, so erheiterte

sich doch in der Gesellschaft seiner Schüler immer sein Herz, und er vergaß alles, was vorgefallen war, und was sein Gemüth verstimmt hatte. Diese Erfahrung haben schon viele Lehrer und Erzieher gemacht. Wenn sie mißmüthig waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu der Gesellschaft guter Kinder, und fanden hier Erheiterung. Aber die Kleinen mußten auch freylich wirklich gut und liebenswürdig seyn. Denn das möchte eine schöne Erheiterung seyn, die man im Zirkel muthwilliger, ausgearteter Kinder fände! Unter solchen Kindern findet man keine Erholung, keine Veranlassung zur Freude; wohl aber Stoff zu größerem Mißmuthe.

Cleon machte sich um seine Schüler und um die ganze Familie sehr verdient. Die Kinder lernten viel Nützliches, und, was noch mehr heißt, ihr Herz wurde mit jedem Tage besser und edler. Freylich waren sie nicht ohne Fehler; Ludwig hatte z. B. eine gute Portion Leichtsinn, Karolinchen eine hübsche Quantität Bequemlichkeit bey ihren Geschäften, und die anderen hatten andere Fehler. Aber sie waren doch geneigt, den Vorstellungen ihres Lehrers Gehör zu geben. Und so lange ein Kind noch e n offenes Ohr für Vorstellungen hat, so lange steht es noch gut um dasselbe. Aber damit ist nun freylich die Sache noch nicht abgethan. Ein Kind muß auch den festen Entschluß fassen, diesen Vorstellungen gemäß zuleben; sonst helfen diese nichts.

So kenne ich einen Knaben, der die häßliche Gewohnheit angenommen hat, gleich aufzufahren, wenn er glaubt, von jemandem beleidigt worden zu seyn. Sein Gesicht wird dann feuerroth, seine Augen funkeln vor Zorn und er zittert am ganzen Leibe. Viele haben ihn, wenn er sich in diesem krampfhaften Zustande befand, mit einem zornigen Puterhahne verglichen, der durch ein rothes Kleid, oder durch ein heftiges Pfeifen aufgebracht worden ist, und nun seine Federn emporsträubt, den rothen Hals aufbläst und Miene macht, dem Pfeifer ins Gesicht zu springen. „Armer Knabe!" sagte schon oft der Vater zu ihm, „wie entstellt bist du; jeder freundliche, einnehmende Zug ist aus deinem Gesichte verschwunden; es glüht wie Kupfer; deine schönen Augen sehen aus wie die Augen einer erzürnten Katze, und dein Körper zittert, wie wenn du das kalte Fieber hättest! deine Zunge bewegt sich, wie ein Stück von einem zerrissenen Segel, das der Sturmwind hin und her treibt; deine Rede ist den Reden ähnlich, die ein Wahnsinniger, oder ein Kranker, der am hitzigen Fieber darnieder liegt, zuweilen vorbringt, und anstatt deinen Beleidiger mit solchen Reden zu bestrafen, machst du dich nur äußerst lächerlich. Deinem Körper schadest du, und in den Augen aller besser Denkenden, machst du dich verächtlich." So sprach schon oft der Vater, und der jähzornige Sohn hörte immer geduldig zu; allein er hörte auch bloß zu, gab sich jedoch keine Mühe, seinen häßlichen Fehler, der ihm schon zur Gewohnheit geworden ist,

abzulegen; daher ist er noch immer der alte jähzornige Niklas.

So machten es Cleons Schüler nicht; sie liessen es nicht dabey bewenden, seinen Vorstellungen ein geneigtes Ohr zu leihen, sondern sie bestrebten sich auch, ihnen nach zu leben. Sie wollten mit jedem Tage besser werden; und weil sie es wollten, so wurden sie auch immer besser. Denn, wenn der Mensch nur ernstlich gut werden will, so kann er es auch; und wenn er sagt: Ich kann nicht gut werden; so sagt er nichts anderes, als: Ich will nicht gut werden. Probiert es nur, lieben Leser! und wollet ernstlich einen Fehler, den ihr an euch bemerkt, ablegen; gewiß es wird euch dann gelingen. So war Peter gewohnt, oft zur unrechten Zeit, z. B. in den Lehrstunden, nach Tische, und wenn der Abend sich näherte, einzuschlafen, und Christoph, andere durch boshafte Späßchen zu beleidigen; aber beyde sagten in einer glücklichen Stunde zu sich, der eine: künftig will ich gewiß nicht mehr zur unrechten Zeit einschlafen, und der andere: niemahls mehr will ich durch meine Einfälle meine Kameraden kränken. Der eine ist jetzt immer munter, auch dann, wenn andere schon die Augenlieder sinken lassen; der andere aber ist so verträglich, daß ihn jedermann gern sieht und seine Gesellschaft sucht.

Da Herr Cleon mit glücklichem Erfolge den Verstand seiner Schüler zu bilden und ihr Herz zu ver-

edeln suchte: so waren nicht nur die Eltern ihm sehr gewogen, sondern auch die Kinder, die es wohl einsahen, was sie ihrem guten Lehrer schuldig wären, hingen an ihm mit der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit. „Ach! wenn Sie doch ewig bey uns blieben, bester Herr Cleon!" sagte die freundliche Friederike, und der dicke kleine Wilhelm sah sie verwundernd an und sprach: „Nun das versteht sich, daß Herr Cleon immer bey uns bleibt; wo sollt' er denn hingehen, man hätt' ihn gewiß nirgends so lieb, als hier. Nicht wahr, Herr Cleon, du bleibst immer bey uns?"

Der Lehrer lächelte, hob den Kleinen in die Höh' und gab ihm einen Kuß. Ich hab' euch alle recht gern, sagte er, dich und deinen Bruder Ludwig und deine Schwestern, Karolinchen, Friederike und Marianne, auch eure liebe Lisette und Wilhelmine hab' ich recht gern, und die größeren Brüder, von denen der eine weit, weit von uns in Amerika, der andere aber noch bey uns ist; und euern Vater und die Mutter, ach! die hab' ich herzlich lieb. Mit euch wollte ich gern immer beysammen seyn. Aber das geht nicht an, lieben Kinder! es geht nicht an!

Das wüßt' ich doch nicht, sagte Friederike, warum sollte denn dieses nicht angehen können? Stuben haben wir genug, an Essen und Trinken wird's uns auch nicht fehlen; auch wird es an Gelde zu Kleidern und Büchern nicht mangeln.

Das glaub' ich wohl, erwiederte Cleon. Aber hat denn der Mensch schon alles, wenn er eine Stube, Essen und Trinken, Kleider und Bücher hat? Wißt ihr denn nicht, daß der Mensch trachten muß, immer weiser und geschickter zu werden? Um dieses zu werden, ist es nöthig, daß er nicht immer in einer Stadt bleibe, sondern sich in der Welt umsehe, Menschen und Länder kennen lerne und sich recht viele Erfahrungen einsammle.

„Je! das kannst du alles auch hier thun, sagte Wilhelm; du siehst und kennst Menschen genug; ich glaube wohl, daß du über hundert Leute kennst; und die Länder, ach! mit diesen kannst du bald bekannt werden, ohne herum zu reisen. Du hast ja schöne Landkarten und Fabri's Geographie."

Herr Cleon mußte herzlich über den kleinen Mann lachen. Du verstehst mich noch nicht recht, lieber Wilhelm, sprach er. Sage mir nur, warum ging dein Bruder nach Amerika?

„Vermuthlich doch, um recht vieles zu erfahren und zu lernen, antwortete Wilhelm."

Und wenn Leopold einmal uns auch verläßt und nach Frankfurt am Mayn, oder Leipzig, Berlin, oder vielleicht gar noch in die berühmte Stadt London geht; aus welcher Absicht wird er dieses wohl thun?

„Ohne Zweifel aus der nämlichen Absicht, aus welcher Jakob nach Amerika gereist ist."

Aber warum blieb denn der Amerikaner nicht hier? Er hätte doch gewiß eine Stube, Essen und Trinken, Kleider und Bücher haben; sein Zimmer hätte er sich ganz mit Landkarten austapeziren und sich außer Fabri's Geographie noch viele andere geographische Werke anschaffen können?

„Je! das weiß ich nicht, warum er nicht hier blieb. Aber ich glaube, er ging darum nach Amerika, weil der Vater meynt, der Mensch müsse sich, besonders in seinen jungen Jahren, in der weiten Welt herumtummeln. Wenn er nur auf alles fein aufmerksam wäre: so könnte er dann so viel lernen, als er nimmer gelernt haben würde, wenn er immer in seinem Geburtsorte geblieben, und seine Weisheit nur aus Büchern geschöpft hätte."

Dein Vater, lieber Wilhelm! hat vollkommen Recht. Ich bin auch ganz seiner Meynung. Aber eben deswegen kann ich nicht immer bey euch bleiben. Und ich muß es euch nur schon einmahl sagen; es ist mein fester Vorsatz, in einem Monate euch auf ein paar Jahre zu verlassen.

Die Kinder wurden wie vom Blitze gerührt; sahen mit zweifelhaftem, starrem Blicke Herrn Cleon an, und ihre Augen sahen gar sonderbar aus, wie wenn sie naß gewesen wären.

„Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst?" sagte der betroffene Ludwig.

Ach! Sie wollen uns nur einen Schreck einjagen; versetzte Marianne, und Wilhelm guckte den

Lehrer bedächtig an und sprach: Du machst doch immer ein Späßchen.

Friederikchen und Karolinchen sahen Herrn Cleon forschend ins Auge, und der erstern entfiel der Flederwisch, womit sie eben Tisch und Schrank reinigte. Denn sie und Marianne liebten dergleichen häusliche Beschäftigungen gar sehr, kehrten z. B. gern die Stube aus, und machten sich in der Küche immer was zu thun.

Hr. Cleon. Es ist, lieben Kinder! kein Späßchen: sondern mein völliger Ernst, daß ich euch nach vier Wochen verlassen will.

Wilhelm. (ernsthaft und etwas bestürzt) Wir lassen dich aber nicht. Du hast uns doch lieb und wir haben dich auch recht lieb, und darum mußt du hier bey uns bleiben; und kurz und gut, wir lassen dich nicht fort.

Hr. Cleon. Wie? du kleiner Mann willst dich meiner Reise entgegen setzen? du hast ja doch selbst so große Lust herumzureisen und die Welt zu sehen. Ich denke immer, nach einigen Jahren bist du in Philadelphia oder gar in Süd-Indien, oder, oder — droben im Monde.

Wilhelm. Der Mond ist mir ein Bischen zu weit. Aber in Philadelphia, ja daraus kann was werden! Bleibe wenigstens so lange bey uns, bis ich auch fortwandre.

Diese Bitte wiederholten auch die übrigen Kinder. Aber Cleon wußte besser, was ihm noth, und

was zu thun sey. Er packte seine Sachen zusammen, denn es näherte sich mit schneuen Schritten der Tag seiner Abreise.

Cleon hatte einige gute Freunde, die sich auch mit der Erziehung beschäftigten. Mit ihnen und mit ihren Zöglingen wollte er noch einmahl sich einen vergnügten Tag machen. Man beschloß daher, an einem schönen Morgen die Stadt zu verlassen, und einige Stunden im Schooße der Natur, in einem einsam liegenden Landhause, gemeinschaftlich zu verleben.

Das war ein herrlicher Tag! der Tag, an welchem Cleon mit seinen Zöglingen und Freunden zum letztenmahle die Freuden des Landlebens und der Natur genoß. Liebe, Eintracht, Dankbarkeit und unschuldige Spiele machten diesen Tag der ganzen Gesellschaft unvergeßlich.

Die Sonne warf schon ihre letzten Strahlen auf die Erde, als man sich wieder in die Stadt begab. Man kam auf einem Hügel an. Hier stand ein niedliches Gebüsche und ein hölzernes Kreutz. Die Gesellschaft machte Halte, und lagerte sich ins sanfte Gras hin. Einer von den Freunden Cleons stand endlich auf und sagte: es werde nun wohl schon Zeit seyn aufzubrechen. Da sprang alles auf und war marschfertig.

Cleons Freund stand still und begann folgende Rede: Lieben Freunde! diesen Weg sind wir oft mit einander gegangen, und an diesem Gebüsche

haben wir mehreremahle ausgeruht. Unser lieber Herr Cleon wird nun lange diesen Weg nicht mehr betreten, lange an diesem Gebüsche nicht ausruhen. Er will uns Morgen verlassen. (Die Kinder fingen an zu schluchzen.) Aber dieses Plätzchen soll uns immer an ihn erinnern, es soll seinem Andenken heilig seyn. Wenn wir diesen Weg gehen, und das soll oft geschehen, so wollen wir immer bey diesem Gebüsche verweilen und sagen: Was wird unser guter Herr Cleon jetzt machen? Bester, theuerster Cleon! nimm jetzt unsern Dank für die frohen Stunden, die uns dein Umgang gewährt hat; und vergiß auch in der Entfernung deiner Freunde nicht, die dir von Herzen gut sind. Lebe immer glücklich, Herzensfreund! lebe glücklich.

Cleon sank seinem Freunde in die Arme und sagte gerührt: Nie, ihr Theuern! nie, nie will ich euch vergessen! Eine männliche Thräne glänzte in seinem Auge.

Die Kinder konnten vor Schluchzen nur wenige halbe Worte vorbringen. Jedes umarmte den geliebten Lehrer und benetzte seine Wangen mit den aufrichtigsten Thränen. Die Gesellschaft bildete dann einen Zirkel und sang mit Empfindung:

Himmel lächle diesem Kreise
Junger Freunde Heil herab!
Er steht da zu deinem Preise,
Segne ihn bis an das Grab.

Am andern Morgen reiste Herr Cleon ab. Der herzlichste Dank der Familie, deren Kinder er erzog, die innigste Liebe und die heissesten Thränen gutgearteter Zöglinge, und die Freundschaft vieler Redlichen folgten ihm nach. Mehrere Freunde begleiteten ihn. Den Kindern machte Cleons rührender Abschied von den Eltern die Begleitung unmöglich. Sie standen zerstreut in den Ecken der Stube und verbargen ihr verweintes Gesicht in die Schnupftücher. Bloß Ludwig konnte es nicht über sein Herz bringen, zu Hause zu bleiben. Er ging mit bis zu den Ufern der Donau. Hier bestieg Cleon ein Schiff und — fuhr ab. Ludwig sah so lange dem Fahrzeuge nach, bis er es ganz aus dem Gesichte verloren hatte. Dann stand er still und traurig da und sagte: o daß ich auf einem Kahne dem Schiffe, das unsern lieben Cleon trägt, nachschwimmen könnte! Wehmüthig kehrte er zu seinen Eltern und zu seinen weinenden Geschwistern zurück.

Oft ging man in jenes Landhaus, wo man mit Cleon das letzte Vergnügen genossen hatte, und wenn man bey dem Gebüsche und dem Kreutze angekommen war, stand man still und sagte: was wird jetzt unser guter Cleon machen? Zuweilen bildete man wohl auch einen Zirkel und sang: „Himmel lächle diesem Kreise" u. s. w.

Jeder kann hier die Bemerkung machen: Heil der Familie, deren Kinder einen rechtschaffenen Leh-

rer besitzen; und Heil dem Lehrer, der in einer edlen Familie seine Kräfte auf die Bildung gutgesinnter, dankbarer Zöglinge verwenden kann; er streuet des Guten viel aus; sein Verlust schmerzt, aber ewig lebt das Andenken an ihn in der Brust des erkenntlichen Zöglings.

Der entdeckte Heuchler. *)

Ein paar Tage vor der Leipziger Messe pflegte Herr Frohmann seine Kinder zusammen zu rufen; die Täfelchen, worauf das Verhalten derselben vom Lehrer aufgezeichnet war, laut abzulesen und danach zu bestimmen, wie hoch ohngefähr das Meßgeschenk eines jeden kommen könne. Die Wahl desselben überließ er übrigens, aus erheblichen Ursachen, dem Gutdünken und der Willkühr der Kinder.

Das war nun immer ein festlicher Tag für die kleine Familie, auf den man schon lange gerechnet hatte. Jedes Kind schrieb auf einen Zettel, was es gern zum Meßgeschenk wünschte. Da verlangte nun das eine dieses, das andere jenes Spielzeug oder Geräthe, welches ihm bey seiner kleinen Wirthschaft, im Gärtchen, beym Zeichnen, im Taubenhäuschen u. s. w. unentbehrlich schien; mit unter auch ein schönes Büchelchen. Naschwerk wurde auch nie vergessen.

*) Diese Erzählung ist von einem meiner Freunde, A. Skolka.

Nur der einzige Karl, der sonst ein guter Junge war, aber den garstigen Fehler an sich hatte, daß er immer besser scheinen wollte, als er wirklich war, und bey jeder Gelegenheit den unberufenen Hofmeister seiner Geschwister spielte, sah mit hämischem, verachtendem Blick auf die Zettel der andern herab, die so viel Tändeleyen und kindischen Schnick Schnack, wie er sich auszudrücken beliebte, enthielten, und sagte mit ziemlich altkluger Miene, die ihn nicht besonders kleidete, zu seinem Bruder, der ihm eben begegnete: wann werdet ihr doch einmahl euer kindisches Zeug ablegen, und vernünftiger, gesetzter werden? wann werdet ihr aufhören den guten Vater zu plündern? Denn Geld für unnützes Spielzeug hinwerfen, heiß' ich doch wirklich sehr übel angewandt. Bücher, Bücher gehören für gesittete Kinder! Sieh' einmahl das Verzeichniß von Schriften, womit ich abermals mein Bibliothekchen vermehrt haben will. So solltet ihr's alle machen. Aber freylich wißt ihr flatterhaften Geschöpfe noch nichts von dem edleren Vergnügen des Lesens. Für unser einen sind die Bücher gemacht. —

Ja, so viel hab' ich freylich nicht aufgeschrieben, sagte Christian: ich könnte sie ja bis zur andern Messe gar nicht durchlesen, und Vater sagte oft, wenn man ein Buch nicht liest, so wäre es ein unnützes Geräthe im Hause. Ich habe mir da ein schönes Bilderbuch angemerkt, das wird mir Vater wohl mitbringen, und wenn ich manchmahl lesen

will, so komm' ich zu dir. Nicht wahr, Brüderchen? du leihst mir dann eines von deinen Büchern; du hast ja deren so viele; auf einmahl kannst du sie ja auch nicht lesen? Ich leihe dir ein anderesmahl ein Spielzeug dafür, und so theilen wir unser Vergnügen gemeinschaftlich.

Mit diesen Worten hüpfte der kleine Christian mit seinem Zettel zum Vater.

Kannst lange warten, kleiner Flattergeist! rief ihm Karl nach. Die Bücher sind nicht für dich, sondern für mich. — Freylich les' ich auch nicht. Wer möchte auch wohl alle Bücher lesen! Aber es ist doch so schön, Besitzer einer so artigen Sammlung von Franzbänden zu seyn! und mir, als dem Erstgebohrnen, gebührt die Ehre.

Nun ging er frohlockend mit seinem Zettel zum Vater, in der sichern Erwartung, von demselben, wie sonst, wegen seiner großen Bücherliebe gelobt zu werden. Aber er betrog sich sehr.

Dem Vater mochte vermuthlich von dem schönen Selbstgespräche etwas zu Ohren gekommen seyn. Er ließ sich's aber nicht merken, sondern sagte bloß, etwas warnend, indem ihm Karl den Zettel reichte: Karl! Karl! ich fürchte, deine große Begierde zu neuen Büchern läßt es nicht zu, die alten zu benutzen, und in diesem Falle möcht' ich nicht gern dieselbe durch neue Bücher nähren, indem dir dies in

deinen fernern Fortschritten sehr hinderlich seyn könnte.

Karls Stolz fand sich durch dieses, vom Vater nicht gewohnte Mißtrauen sehr gedemüthigt. Mit Thränen, die der geheime Unmuth auspreßte, betheuerte er ein für allemahle, er habe seine Bücher alle, alle durchgelesen, selbst die größern Werke, als Campen's Reisebeschreibungen, und den Schauplatz der Natur nicht ausgenommen, indem Lesen seine Lieblingsbeschäftigung wäre.

Der Vater fand für gut, für diesmal es hierbey bewenden zu lassen, und reiste den andern Tag auf die Messe.

Den Kindern wurden die Tage, wo der Vater ausblieb, doppelt lang, indem sie mit heißer Sehnsucht den Meßgeschenken entgegen sahen und sich schon im voraus darauf freuten. Ganz anders aber war es Karln ums Herz. Sein Gewissen sagte ihm, daß er seinen guten Vater dennoch belogen und zwar in alle Bücher geguckt, aber keines ordentlich durchgelesen habe. Wie? dachte er bey sich selbst, wenn dich der Vater gar vornehmen und über das Gelesene ein Examen mit dir anstellen wollte, da ständen wohl die Ochsen am Berge! was wolltest du antworten? Und seine Miene bey der letzten Unterredung mit dir, mag wohl so was vermuthen lassen. Ach! was werde ich Armer thun? ich komme um allen meinen Credit bey ihm, bey der Mutter und, was das Fataleste ist, bey meinen

Geschwistern, meinen Gespielen und dem Hausgesinde, bey denen ich noch immer für einen halben Gelehrten gelte. Selbst die Nachbarschaft hat diese große Meynung von mir. Hat mir nicht heute noch Fischers Gustchen das Compliment gemacht, als sie mich etwas blässer sah, daß ich wohl von dem vielen Studieren die Farbe so stark verlöre? hat sie mich nicht gebeten, über der Bildung meines Geistes, nicht meine Gesundheit zu vernachläßigen, mir mehr erhohlende Zerstreuungen zu machen und weniger beym Buche zu sitzen! — Ach wie wohl that dies! — Und alle die sollen es nun erfahren, daß ich sie hintergangen habe? daß ich nur ein Scheinmensch sey? — Nein, ich will nun lesen, daß es eine wahre Freude seyn soll. Eine Woche ohngefähr bleibt der Vater aus, und da läßt sich gar viel thun.

Karl blieb seinem Vorsatze treu. Er setzte sich gleich zum Schrank, bey dem er so oft ganze Tage lang zum Scheine saß, um einen geschäftigen Müssiggänger zu spielen, und las nun wirklich, lernte den Schatz kennen, den er bisher so ungenützt und ungekannt verschlossen hielt, und unterhielt sich sehr angenehm. Aber je mehr er las, desto mehr war es ihm leid, es nicht eher gethan zu haben. Indeß zwingen läßt sich nichts, er konnte die Zeit über doch nicht mehr als Ein Buch auslesen. Er hatte eben das zweyte angefangen, als schon der Vater kam. Sonst lief er ihm mit Freude, jetzt aber mit bangem, klopfendem Herzen entgegen.

Der Vater kramte nun die Meßgeschenke aus. Jedes griff freudig zu. Karl packte seine Bücher ebenfalls zusammen, lief damit auf seine Stube, durchblätterte sie alle hastig, freute sich über die schönen Vignetten, über die feinen Titelkupfer, die er in einigen fand, am meisten aber über den geschmackvollen Einband; las wohl von jedem einige Seiten, und stellte sie sodann der Größe nach, hübsch ordentlich in den gläsernen Schrank, wo sie denn auch Ruhe hatten.

Einige Tage darauf kam unverhofft der Vater auf Karls Stube. Karl nahm geschwind ein Buch zur Hand und that, als wenn er noch so sehr vertieft im Lesen wäre. Der Vater merkte es. „Nu, gar zu fleißig, Karl!" sagte er: „du steckst ja immer hinter den Büchern; ich sehe dich so selten bey deinen Geschwistern in den Spielstunden."

Ach, lieber Vater! antwortete Karl, Sie wissen ja, daß Lesen meine liebste Beschäftigung und mein einziges Vergnügen ist. O lassen Sie mich, lassen Sie mich immerhin ungestört dieses Vergnügen in seiner ganzen Fülle geniessen; was kümmern mich die absichtslosen Tändeleyen meiner kleineren Geschwister, die meinem Geiste gar keine Beschäftigung und Nahrung geben können.

Hätte der vernünftige Vater nicht sehr gut die Quellen gekannt, aus welchen diese Weisheitslehren flossen, so hätte er ihm wohl den Nachtheil des be-

ständigen Sitzens und Kopfanstrengens aus einander gesetzt, und seinem Sohn zu minder angreifenden Erhohlungen gerathen. Aber so verlor er kein Wort, so sehr dies auch Karls Eitelkeit gewünscht hätte. Gleichgültig ging er auf und ab und fragte: du wirst also wohl schon den größten Theil deiner Büchersammlung durchgelesen haben, da du so sehr für Lectüre eingenommen bist?

Alle hab' ich sie gelesen, fiel ihm Karl hastig ins Wort, alle, wie sie da stehen, Vater! — das sind herrliche Schriften! —

So? sagte der Vater bedeutend und betrübt über die unverschämte Dreistigkeit des Knaben, mit der er Unwahrheiten vorzubringen vermochte, ging zum Schrank, besah die Bücher alle, der Reihe nach, durch, öffnete sie, und sah zu seinem Erstaunen, daß die meisten Blätter noch so an einander klebten, wie sie vom Buchbinder kamen; in einigen Broschüren waren noch nicht einmahl alle Blätter durchgeschnitten.

Also hast du sie durchgelesen? fragte der Vater noch einmahl.

Ja! war die Antwort, alle! —

Jetzt konnte Herr Frohmann seinen Unwillen nicht mehr bergen. Mit zorniger Stimme rief er den Heuchler zum Schrank, und zeigte ihm die Bücher. Heißt das, die Bücher gelesen haben? fragte er heftig. Wenn man Bücher gebraucht, so können die Blätter nicht so zusammen kleben. Sieh' einmahl her, ist das gelesen? Hier zeigte er ihm

ein Buch nach dem andern, fragte um den Inhalt desselben, und Karl stand verstummt als ein entschleyerter Heuchler da. Nicht ein einziges Wörtchen konnte er zu seiner Entschuldigung vorbringen.

Du sollst mich und das ganze Haus nicht umsonst getäuscht haben, Betrüger! sagte der Vater: alle sollen es wissen, was du für ein Vogel bist. Eine solche Unverschämtheit hätte ich dir nicht zugetraut. Hab' ich dir nicht alles zu Gefallen gethan? und dafür belügst du mich? Aber so weit kommt es endlich mit eitlen Prahlern! Um sich nur ein Ansehen zu geben, nehmen sie die Unwahrheit zur Hülfe. Schäme dich deiner Betrügerey.

Hierauf forderte Herr Frohmann dem erschütterten, schluchzenden Heuchler den Schlüssel zum Schrank ab. Wie ihn das schmerzte, kann man sich leicht denken.

Lange bekam Karl gar kein Buch. Auf vieles Bitten gab ihm weiterhin der Vater zuweilen eines heraus, aber immer mußte er ihm einen Auszug, als einen Beweis, daß er es gelesen habe, einreichen. Karl gewöhnte sich dadurch zur Ordnung, seine Bücher wurden ihm jetzt doppelt so lieb; denn er sah den großen Nutzen ein, den er daraus schöpfte, und dankte seinem Vater in der Folge, daß er ihn von einem so schädlichen Fehler des flatterhaften Hin- und Herstörens in Büchern, wobey der Kopf immer leer bleibt, heilte.

Der Vater sah mit Vergnügen seine Besserung, und beschloß, ihn dafür zu belohnen. An seinem Ge-

burtstage schickte er ihm früh ein Briefchen. Karl brach es hurtig auf und fand darin, — welche Freude! — den Schlüssel zu seinem Schrank und folgendes Billet:

Lieber Karl!

Ich weiß, daß ich dir kein besseres Angebinde geben kann, als die Erlaubniß, den Bücherschrank ganz als dein Eigenthum wieder benutzen zu können. Die frohe Bemerkung, daß du nun wirklich da seyst, was du ehedem nur zu scheinen trachtetest, verschaffte dir dieselbe. Theile ferner deine Zeit im Spiel und Fleiß, und sey versichert, daß dein Vergnügen immer befördert werden soll von deinem

dich

stets zärtlich liebenden Vater,

J. Fr.

Wer war froher als unser Karl. Er hüpfte zum Vater und dankte ihm gerührt für das Vergnügen, das er ihm heute verschafft hatte, und welches durch ein Geschenk von einigen neuen, schönen Büchelchen und den Bildnissen einiger unserer besten Kinderschriftsteller noch vermehrt wurde. Karl hing sie neben seinem Schranke auf, und feyerte im Kreise muntrer Gespielen mit dem Geburtstage zugleich den Tag seiner Besserung.

Die drey Linden.

Vor dem Hause des Bürgermeisters Fröhlich standen zwey Linden, wovon die eine besonders, ihr Haupt stolz empor hob, und an Höhe weit das Haus übertraf, welches doch aus drey Stockwerken bestand. Ihre Zweige waren stark ausgebreitet, und ihr Umfang so groß, daß man in der Mitte ein kleines Häuschen, oder besser eine schöne Laube anlegen konnte. Hier feyerte der treuherzige Bürgermeister jährlich seinen Geburtstag. Seine ganze Familie und einige Freunde nahmen allezeit Theil an der Feyer.

Schon beging Fröhlich sein siebzigstes Geburtsfest. Der Morgen dieses Tags war stillen Betrachtungen geheiligt. Der muntre Greis, still, heiter, beschäftigt mit hohen Gedanken und beseelt von sanften Empfindungen, wandelte schon vor Aufgang der Sonne in seinem blühenden Garten, der an der Seite eines anmuthigen Hügels lag. Hier sank er hin auf einen grünen Rasen und dankte dem Schöpfer für das Gute, das er auf der Welt genossen, und für

die Jahre, die ihm der Lenker menschlicher Schicksale geschenkt hatte. Dann warf er einen prüfenden Blick auf sein Herz, und legte sich die Fragen vor: Habe ich meine Bestimmung auf der Erde erfüllt? strebte ich, immer weiser, immer besser zu werden? arbeitete ich mit Eifer daran, meine Sinnlichkeit, meine Leidenschaften zu bezähmen, und der Vernunft die Herrschaft über mich einzuräumen? war mir die Erfüllung der Pflicht immer das Höchste, das Heiligste? opferte ich der Wahrheit und Sittlichkeit zeitliche Vortheile auf? handelte ich ohne Eigennutz? strebte ich aufrichtig, dir, o Heiligster! ähnlicher zu werden?

Diese Fragen suchte der edle Greis sich unpartheyisch zu beantworten. Freylich fielen nicht alle Antworten günstig für ihn aus. Sein Gewissen erinnerte ihn an manchen Fehler, den er sich in seinem Leben zu Schulden kommen ließ, an manche unüberlegte Handlung, die ihm, wenn gleich keine Schande, doch auch keine Ehre brachte. Aber von der andern Seite erblickte er in der Reihe seiner Thaten auch viele, welche sein innerer Richter, das Gewissen, billigte, und mit einem süßen Bewußtseyn belohnte. Ruhig konnte er sein Auge gen Himmel empor heben, und getrost der Stunde entgegen sehen, wo er, getrennt von der Welt, vor einem höheren Richterstuhle erscheinen und den Ausspruch des Heiligsten über seine Handlungen erfahren sollte.

„Meine Tage sind mir nicht ungenützt verschwunden, sprach er zu sich selbst; ich habe nicht

vergeblich gelebt, und ich bin meiner Voreltern, die brav und verständig waren, nicht unwürdig. Bald komme ich wieder in ihre Gesellschaft; komme wieder zusammen mit den Edlen, die mir das beste Beyspiel hinterlassen, und mich dadurch zur Tugend mächtig aufgefordert haben."

Wenn man an einem einsamen Orte ruhig über sich nachdenkt, und sich seiner und seiner Handlungen nicht schämen darf, sondern sich ein gutes Zeugniß geben kann: dann verbreitet sich im Innern eine Art von heiliger Wonne, eine sanfte Ruhe, eine bescheidne und doch hohe Achtung vor sich selbst, und eine Heiterkeit, die sich besser fühlen als beschreiben läßt.

Auch das Herz des redlichen Greises, Fröhlich, fühlte diese Wonne, diese Ruhe, Achtung und Heiterkeit. Seelig, wie ein Rechtschaffener, verließ er den Platz seiner Selbstprüfung, und ging aus dem Garten in seine Wohnung, wo eine stille, edle Familie den geliebten Hausvater umgab, und ihm unter Freudenthränen Glück wünschte zum siebzigsten frohen Geburtstag.

Der Nachmittag ward einem geräuschlosen Familienfeste gewidmet. Der siebzigjährige Greis versammelte seine Kinder, einige Anverwandte und ein paar redliche Freunde.

„Wir wollen, sprach er, die enge Stube verlassen; der freundliche Himmel lockt uns hinaus; es wird das Beste seyn, wir verfügen uns auf unser altes Plätzchen."

Die Gesellschaft begab sich sonach unter das schattige Obdach der breitblättrigen Linde. Hier wurde ein schmackhafter Schweitzerkäse und ächter Burgunder aufgetragen. Für diejenigen, die den Wein nicht liebten, standen einige Flaschen Merseburger in der Mitte.

Nun begannen trauliche Gespräche. Es wurde gescherzt, erzählt und gelacht, man drückte und schüttelte sich, nach altdeutscher Sitte, die Hände, freute sich über das Wohl des Andern, und träumte sich in die Zukunft; Herzen ergossen sich theilnehmenden Herzen, und reine, innige Freude lächelte auf dem Antlitz eines jeden. Die Munterkeit des Greises belebte die Unterhaltung, und ward allen eine mächtige Aufforderung, durch Mäßigkeit die Kraft des Körpers, und durch ein rechtschaffenes Leben die Heiterkeit der Seele zu erhalten, um einst, im hohen Alter, das Leben genießen und sich desselben freuen zu können.

Der herzliche Frohmuth des Greises verwandelte sich endlich in einen stillen Ernst. Er winkte, und alles schwieg. Jedermann war begierig, was erfolgen würde, und der treuherzige Alte begann folgende Rede:

„Laßt mich, Freunde! euch erzählen, wie diese Linde entstand, deren Zweige uns jetzt überschatten. Ihr wißt es noch nicht. Mein Großvater war ein armer, aber braver Mann. Personen, die ihn genauer gekannt haben, konnten mir seine Ehrlichkeit,

seinen Geist der Thätigkeit, Ordnung und Bescheidenheit nicht genug rühmen. Mein Vater war voll seines Lobes. Glücklich hatte er sein siebzigstes Jahr erreicht. Er war gewohnt, öfters Prüfungen mit sich selbst vorzunehmen; dies that er besonders jetzt. Er begab sich in den Garten und überdachte, in ungestörter Einsamkeit, sein ganzes Leben. Sein Gewissen gab ihm ein vortheilhaftes Zeugniß. Darüber vergnügt, pflanzte er diese Linde, nahm meinen Vater bey der Hand und erklärte ihm die Absicht des gepflanzten Baumes. „Sohn, sprach er, ich werde bald von der Erde scheiden. Ich hinterlasse dir keine Schätze. Aber diese Linde sey dir mehr werth, als der glänzendste Reichthum. Sie erinnere dich, daß dein Vater nicht vergeblich lebte, und daß er mit dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht starb; sie sey dir aber auch eine Aufmunterung, der Tugend nachzustreben und ihr nie untreu zu werden. Wenn du in deinem hohen Alter deine Laufbahn, die du auf der Welt zurücklegtest, übersiehst, und dir das Zeugniß geben kannst, nicht umsonst gelebt zu haben; dann pflanze neben dieser Linde eine neue. O daß einmal eine ganze Reihe schöner Bäume dastehen, und jeder an ein rechtschaffenes Mitglied unsrer Familie erinnern möge!" Mein Großvater starb bald darauf, und mein Vater trat in seine Fußstapfen. In seinem siebzigsten Jahre pflanzte er jene Linde, und erklärte mir ihre Absicht. Seht! wie schön sie ihren Gipfel zu den Sternen erhebt, und ihre Zweige bis hieher ausbreitet. Sie soll ein-

mahl dem Baume des Großvaters nichts nachgeben. O lieben Freunde! haltet ja allezeit diese Bäume in Ehren."

Die Gläser wurden gefüllt. Einer von der Gesellschaft stand auf und sagte: Dankbar erinnere sich jeder von uns an die Rechtschaffenen, die diese zwey Linden pflanzten. Ihnen ähnlich zu werden, sey unser höchstes Bestreben.

Ja! das sey es! erwiederten alle, stießen die Gläser an einander und leerten sie.

Jedes faßte die Hand des Andern, und der gerührte Zirkel sang mit Ausdruck:

Euch ähnlich zu werden
Im Leben auf Erden,
Sey unser Bemühn;
Wir alle, wir schwinden,
Doch bleiben die Linden,
Jahrhunderte grün.

„Auch ich habe nun mein siebzigstes Jahr erreicht, fuhr der edle Greis fort; lange wird es nicht mehr dauern, so bin ich auch nicht mehr. Wer weiß, ob uns dieser Tag noch einmahl hier auf diesem Platze versammelt; es ist nur zu wahrscheinlich, daß dies jetzt das letztemahl ist. Ihr, meine lieben Töchter! seyd gut versorgt; und du mein Sohn bist es auch. Ich übergebe dir jetzt mein Haus, und bitte dich, deiner Voreltern werth zu seyn. Kommt nun, Freunde! und laßt mich eine Linde pflanzen; ich glaube, der Gesellschaft meines Großvaters und Vaters nicht unwürdig zu seyn."

Die Linde ward gepflanzt, und fromme Thränen fielen auf ihre Wurzeln hinab. Es verging kein Monat, als ein Schlagfluß den edlen Greis der Welt entriß.

Die drey Linden grünen und stehen stolz da, ihr Haupt gen Himmel gerichtet. Mancher Wandrer bewundert ihre Höhe und ihren schönen Wuchs. Aber Freunde der Fröhlichschen Familie sehen sie mit dankbarem Herzen an, und erinnern sich wehmuthsvoll an die, deren Hände sie gepflanzt haben.

O daß einmahl eine ganze Reihe schöner Linden da stehen, und jede an ein rechtschaffenes Mitglied der edlen Familie erinnern möge! —

Der Thierquäler.

„Warte doch ein wenig, kleiner Junge! ich will dir einen von deinen Hamstern abkaufen!"

So rief Peter einem Dorfknaben nach, der in die Stadt gekommen war, um ein Säckchen voll junger Hamster, die sein Vater zusammen gefangen hatte, zu verkaufen.

Der Knabe mit dem Sacke stand still, und Peter hüpfte mit einigen Kameraden zu ihm. Man besah die niedlichen Thierchen, und Peter kaufte ein Paar davon. Er wählte sich die muntersten und lustigsten, zahlte zwey Groschen und vier Pfennige dafür, zog sein Schnupftuch aus der Tasche, und that die gekauften Hamster hinein.

Nun ging die Freude an; Peter sprang, es sprangen mit ihm seine Kameraden, und springend kamen sie bey einem Sandhaufen an, wo die armen Thierchen aus dem Tuche genommen und zu verschiedenen Geschäften bestimmt wurden.

Zuerst zog Peter ein Kettchen hervor, und legte dasselbe den beyden Hamstern an. An das

andere Ende wurde ein Stückchen Holz angebunden und die furchtsamen Thierchen angetrieben, dasselbe mit sich fortzuziehen. Das mattete die armen Hamster sehr ab; sie blieben stehen, zogen sich zusammen und wollten nicht von der Stelle. Peter aber und seine Spießgesellen waren unbarmherzig genug, sie mit einer Weidenruthe zum Fortlaufen zu bewegen. Als sie aber endlich auch damit nichts mehr ausrichten konnten, nahm Peter das Holz von der Kette und sagte zu seinen Kameraden: wißt ihr was? wir wollen die Hamster zu Bergleuten machen; sie können uns hier den Sandhaufen durchgraben und wir wollen ihnen zusehen; wir versäumen ja nichts. Es ist gar zu drollig, wenn die Thiere den Haufen durchwühlen, und zur andern Seite heraus kommen.

Alle waren mit diesem Vorschlage zufrieden.

Als man die Hamster auf den Sandhügel geschleppt hatte, fiengen sie gleich mit allen Füßen an, sich ein Loch aufzuscharren, gruben sich immer tiefer und tiefer in den Sand hinein, und kamen gewöhnlich auf einer andern Seite des Hügels hervor; zuerst kam das Schnäutzchen, dann der Kopf, und nach und nach der ganze Körper zum Vorschein.

Das war für die muthwilligen Knaben ein gar spaßhafter Auftritt. Sie umsprangen den Sandhaufen, lachten überlaut und klatschten in die Hände, wenn sie den vierfüßigen Bergmann sich hervor drängen sahen. Was hast du gefunden? riefen sie

dann lachend, und stellten sich vor den Hamster hin; hast du Gold, oder Silber, oder Kupfer, oder Eisen gegraben? so rede doch! Nun zogen sie das abgemattete Thier auf eine andere Stelle, und wenn es sich wieder eingrub, gab man ihm fast immer einen Streich mit der Ruthe und sagte: hier hast du was mit auf den Weg!

Das dauerte eine halbe Stunde, da wurden die Knaben dieser Unterhaltung satt, und sannen auf ein neues Vergnügen. Peter fand bald, was er suchte. Es fällt mir etwas ein, Kameraden! sagte er zu den übrigen.

O laß hören, versetzten diese, du hast ja immer glückliche Einfälle.

Ihr habt doch noch eure Armbrüste? erwiederte er.

Die haben wir, antworteten alle.

Nun, diese Armbrüste hohlt herbey, wir wollen einmahl in die Wette schießen. Ohnedem würden die Hamster nicht mehr lange leben; es ist besser, wir schießen sie todt.

Der Vorschlag fand Beyfall. Jeder holte seine Armbrust und seinen Köcher, der mit Pfeilen gefüllt war. Aber man hielt es nicht für rathsam, bey dem Sandhaufen auf die gequälten Thiere zu schießen. Denn es gab in der Nähe Häuser, und aus diesen Häusern hätte leicht jemand die Grausamkeit der Scharfschützen bemerken und ihnen deshalb einen Verweis geben können. Ein inneres Ge-

fühl sagte ihnen laut, daß es nicht recht sey, unschuldige Thiere zu Tode zu martern, und daß besser gesinnte Menschen es nicht gleichgültig ansehen würden, wenn sie dies thäten. Deswegen wollte man sich den Augen solcher Menschen entziehen, um desto ungestörter sein schlechtes Vorhaben ausführen zu können.

Man ging daher aufs Feld, band die Hamster an einen kleinen Pflock, zählte zehn Schritte ab, und schoß nach ihnen. Anfangs konnte keiner treffen; da ging man einige Schritte näher; Peter zog seine Armbrust auf, legte den spitzigsten Pfeil darauf, und drückte ab Und der Pfeil ging dem einen Hamster gerade durch das rechte Auge. Das verwundete Thier fing an, sich herumzuwälzen, aber die grausamen Knaben achteten nicht darauf; einer schoß es bald darauf in den Bauch, und ein dritter in den Hals; und noch geschahen viele Schüsse, bis es ganz getödtet wurde.

Das nämliche geschah mit dem zweyten Hamster; auch er wurde einigemahl verwundet, wand sich herum, zappelte und quickte vor Schmerzen, bis endlich ein Pfeil ihm die Stirne durchbohrte, und er nun todt dahin sank. Diesem schmerzvollen Tode konnten die gefühllosen Knaben ohne alle Regung von Mitleiden zusehen!

Peter hatte manche gute Eigenschaften, die ihm die Liebe vieler Menschen erwarben. Aber mit dem häßlichen Fehler, Thiere zu quälen, war er

schon als ein kleiner Knabe behaftet, und alle, die ihn von dieser Seite kennen lernten, entzogen ihm ihr Herz, ihre Liebe, ihre Freundschaft. So wie ein Dintenfleck ein Stück des schönsten, weissesten Papiers entstellt: so entstellte jener abscheuliche Fehler Peters Herz. „Schade um den Jungen! sagten viele; er hat gewiß viel Gutes in seinem Charakter, aber die schändliche Gewohnheit, Thiere zu martern, verdunkelt alle seine bessern Eigenschaften."

Peters Vater war ein rechtschaffener Mann, und er wünschte sehr, daß aus seinem Sohne ein recht braver Mensch werden möge. Allein er war nicht vermögend, auf die Erziehung des Knaben viel Zeit und Sorgfalt zu verwenden; denn er brachte den größten Theil des Jahres auf Reisen zu, und befand er sich auch zu Hause, so war er gewöhnlich mit so vielen Geschäften überhäuft, daß er auf die Aufführung seines Sohnes kein wachsames Auge haben konnte. Seine Frau war ebenfalls rechtschaffen und edel gesinnt; allein auch sie hatte viel in ihrem Hause zu thun; die ganze Wirthschaft lag auf ihr, und sie war daher nicht im Stande, die Erziehung ihres Sohnes mit der nöthigen Sorgfalt zu betreiben. Ihm einen Erzieher, wenigstens einen Hauslehrer zu halten, dies ließen ihre Vermögensumstände nicht zu.

Peter blieb daher größtentheils sich selbst überlassen. Er gerieth in Gesellschaften, die aus schlechten Kindern bestanden, und auf sein Herz einen nach-

theiligen Einfluß äußerten. In solchen Gesellschaften hatte er denn auch die entehrende Gewohnheit angenommen, das Leben der Thiere gering zu schätzen, und ihnen dasselbe, wenn's ihm einfiele, zu nehmen. Er begnügte sich aber nicht damit, unschuldige Thiere zu tödten; sondern er fand auch ein Vergnügen daran, sie zu verstümmeln und langsam zu Tode zu quälen. So fing er viele Fliegen, riß ihnen einen oder beyde Flügel ab, und ließ sie dann ungeflügelt fortkriechen. Die Katzen kneipte er oft gewaltig in die Schwänze, und ergötzte sich an ihrem Maugeschrey; ein paarmahl hatte er ihnen eine aufgeblasene, getrocknete und mit Erbsen gefüllte Blase angebunden. Das Getöse, welches dadurch verursacht wurde, ängstigte die armen Thiere so sehr, daß sie wild in der Stube, über Bänke, Stühle, Tische, herumsprangen, einige Teller und Gläser zerschmetterten, und endlich durchs Fenster setzten. Nicht weit vom Hause lag ein Sumpf; in diesen lief eine der Katzen, blieb drinnen stecken, und da in der Nacht alles gefror, so fror sie auch ein, und kam auf eine schmerzliche Art um ihr Leben. Die andere fiel in einen alten eingefallenen Brunnen, und ertrank. Peter litt deswegen von seiner Mutter, die dieses erfahren hatte, eine empfindliche Strafe. Aber dies half nicht viel; Peter blieb, was er war, der alte Thierquäler.

Wenn sich andere Kinder des Mays freuten, weil in diesem Monate die Natur wieder auflebt, die

Sonne freundlicher, wärmer scheint, die Bäume Knospen treiben, Berge, Wiesen und Thäler zu grünen anfangen: so freute sich Peter dieses Monats deswegen, weil er dann viele Maykäfer haschen, und seine Begierde, Thiere zu martern, befriedigen konnte. Wie sehr verstümmelte er nicht die Maykäfer! dem einen riß er die Flügeldecken ab, ein anderer mußte auf dem Wasser herumschwimmen, einen dritten kreutzigte er; die meisten aber gebrauchte er zu Windmühlen. Er nahm dann gewöhnlich einen Federkiel, schnitt die Fahne weg, spitzte die Spule, und steckte dem Käfer die Spitze durch den Leib. Durch die Mitte der Spule ward eine Stecknadel, die an einem Hölzchen befestigt war, gesteckt, und nun der durchbohrte, aber noch immer lebendige Maykäfer angetrieben, sich, wie das Rad einer Windmühle, herum zu drehen. Dergleichen Käfermühlen hatte Peter oft eine lange, lange Reihe.

Es war ganz natürlich, daß Peter, der sonst ein gutes, mitleidiges Herz hatte, mit jedem Tage gefühlloser, schadenfroher, undienstfertiger und schlechter wurde. Er wäre endlich gewiß ein Bösewicht geworden, wenn nicht ein glückliches Ereigniß seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte.

Sein Vater, dessen Geschicklichkeit und Redlichkeit dem Landesfürsten bekannt wurde, erhielt ein wichtiges und einträgliches Amt. Er war nun gegen Nahrungssorgen geschützt, und durfte nicht länger auf mühseligen Reisen seinen Unterhalt suchen. Auch

war er jetzt im Stande, mehr Sorgfalt und mehr Geld, auf die Erziehung seines Sohnes, zu verwenden. Mit Betrübniß hatte er an ihm jenen Fehler bemerkt, aber er glaubte doch nicht, daß Peter seine Grausamkeit gegen Thiere so weit treiben könne, als er sie wirklich trieb. Wie sehr erschrack er daher, als ein guter Freund in seine Stube trat, und nach mancherley Gesprächen ihn endlich so anredete: Mein bester Freund! ich bin aus dieser Ursache zu Ihnen gekommen, um Sie mit einer Handlung Ihres Sohnes bekannt zu machen, die Ihrem gefühlvollen, väterlichen Herzen gewiß wehe thun wird. Peter ist ein Thierquäler, ein großer Thierquäler. Denken Sie nur; gestern besucht meine Frau das Bienenhaus; als sie durch den letzten Garten geht, sieht sie in der Nähe viele Knaben mit Armbrüsten und Köchern im freyen Felde herumspringen, und nach etwas schiessen. Was treiben die jungen Leute? dacht' sie bey sich, ging näher, guckte durch den Zaun und sah, daß die Knaben nach einem kleinen Thierchen schossen; sie trafen es einigemahle; das geschossene Thier zappelte, wälzte sich herum, allein die wilden Jungen hatten ihre Freude daran. Aus ihren Reden schloß meine Frau, daß sie einen jungen Hamster quälten. Ihr Peter war auch dabey, und er soll der Heerführer der Uebrigen gewesen seyn.

„Mein Peter? rief der bestürzte Vater, mein Peter? er ein so nichtswürdiger Thierquäler? — ich danke Ihnen, lieber Freund! für die Nachricht, ob

sie gleich sehr unangenehm für mich ist. Ich muß die Sache näher untersuchen."

Der Freund empfahl sich, und Herr Ehrmann ging in Gedanken sehr schnell in seiner Stube auf und ab. Seine Frau, die eben hereintrat und ihm seine Verwirrung anmerkte, fragte ihn, ob ihm etwas fehle? Er erzählte ihr, was er eben gehört hatte, und fügte noch hinzu: Mein ganzes Lebensglück ist dahin, wenn mir der Junge schadenfroh, neidisch, gefühllos und grausam wird. Und wie sehr haben wir dieses zu befürchten! Er hat schon jetzt seine Freude daran, wenn er Thiere quälen kann, sein Herz wird immer unempfindlicher, und er, der jetzt Thiere grausam behandelt, wird einst seine Nebenmenschen eben so behandeln. O Gott! wie unglücklich wäre ich dann, wenn ich es erleben müßte, daß Peter, auf den wir unsre ganze Hoffnung setzen, ein Menschenbedrücker, ein Tyrann, ein Unmensch würde.

Frau Ehrmann fing an zu schluchzen. Lieber Mann! sagte sie, weißt du es denn aber auch gewiß, daß Peter dabey war und die Thiere mit quälen half?

Daran zweifle ich gar nicht, erwiederte Herr Ehrmann; ich habe die Nachricht von einem Manne, der mir keine Unwahrheit sagen kann. Und ich selbst habe den Jungen schon einigemahl bemerkt, wie er Fliegen und Käfer zu Tode marterte. Aber lassen

muß er mir diese schändliche Gewohnheit; dafür laß du mich sorgen.

Herr Ehrmann dachte über die Sache nach, und befragte darüber auch einen vortrefflichen, weisen Mann, den ersten Stadtprediger, der im Ehrmannschen Hause manchen Abend verlebte, und die Familie durch seine angenehmen und lehrreichen Gespräche wohl zu unterhalten wußte. Dieser gab ihm den Rath, für seinen Sohn einen Erzieher ins Haus zu nehmen, und empfahl ihm zugleich einen wackern, jungen Mann hiezu.

Herr Ehrmann befolgte den Rath, und der empfohlne junge Mann nahm den Antrag, Petern zu erziehen, an. Nun ging alles besser. Der Erzieher wußte auf seinen Zögling so gut zu wirken, daß er in wenigen Tagen ganz anders gestimmt war. Er war erst eine Woche im Ehrmannschen Hause, als Ehrmann's Geburtstag einfiel. Schon vor Sonnenaufgang weckte er seinen Zögling, und führte ihn auf einen schönen Hügel. Eine heilige Stille umschwebte sie, und nicht das leiseste Gesäusel störte die Ruhe, die sich über die ganze Natur verbreitet hatte. Jetzt redete der Erzieher seinen bewegten Zögling an, und senkte gute Gedanken und edle Entschlüsse in seine Seele. Unter andern stellte er ihm auch die Wohlthaten vor, die er von seinen rechtschaffenen Eltern genösse, und die Pflichten, die er ihnen schuldig wäre.

Peters Auge wurde roth; er fiel seinem Erzieher um den Hals und sagte voll Begeisterung: o

lassen Sie uns nach Hause eilen, damit ich meinem Vater, meiner Mutter an die Brust sinken, und ihnen das heilige Versprechen thun kann, daß ich gut, daß ich rechtschaffen seyn will.

Gerührt gingen beyde von dem anmuthigen Hügel herab, und Peter eilte sogleich in die Stube des Vaters, der nicht wenig erstaunt schien, seinen Sohn so frühe und mit einem so frohen, herzlich frohen Gesichte bey sich zu sehen.

„O Vater! liebster Vater!" rief dieser, fiel dem redlichen Ehrmann in die Arme, und küßte dankbar seine Wangen; „theuerster Vater! ich habe heute einsehen gelernt, wie gut du bist, und wie viel du an mir thust. Ach! wenn ich mich nur dankbar gegen dich beweisen könnte. Ich will gut seyn, ich will rechtschaffen seyn, damit ich dir Freude mache; dann siehst du es gern, wenn der heutige Tag noch viele, viele Jahre von dir begangen wird, Vater! Vater!"

Herr Ehrmann, überrascht durch diesen Auftritt, hob seinen Sohn in die Höhe, gab ihm einen väterlichen Kuß und sagte: Kind, Gott segne dein Versprechen! du wirst mein Leben um viele Jahre verlängern, wenn du es hältst! o daß du ihm nie untreu würdest! her die Hand, Peter! du willst das Versprechen halten, so wahr du redlich bist?

„So wahr ich redlich bin!" antwortete Peter.

Es erfolgte Händedruck und Umarmung.

Etwas will ich dir, mein Sohn! bey dieser Gelegenheit noch sagen, fuhr der bewegte Vater

fort; etwas, mein Sohn, was sehr wichtig für dich und für mich ist. Höre mich an und sey aufrichtig. Du hast doch noch deine Armbrust?

Peter. (betroffen) Ja, lieber Vater!

Hr. Ehrmann. Gebrauchst du sie denn auch?

Peter. Zuweilen.

Hr. Ehrmann. Hast du nicht vor acht Tagen damit geschossen?

Peter. Vor acht Tagen?

Hr. Ehrmann. Sieh' mir nur ins Gesicht. Warst du nicht vor acht Tagen mit einigen deiner Kameraden hinter Edmunds Garten, und wonach schoßt ihr dort mit euern Armbrüsten?

Peter. (äußerst bestürzt, mit schüchternem, halbgesenktem Blick) Ja, lieber Vater, ich war dort; wir schossen nach zwey jungen Hamstern.

Hr. Ehrmann. (ernsthaft und bedauernd) Also zwey unschuldige Thiere habt ihr zu Tode gequält? Zwey? und ihr konntet das über euer Herz bringen?

Peter stand nun verwirrt da, und konnte kein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen. Heiße Thränen strömten über seine Wangen, er ergriff zitternd die Hand des Vaters und stammelte: Nie — nie — Vater! — nie will ich — Thiere quälen! vergieb mir — ach! vergieb mir! —

„O vergieb ihm, Vater! vergieb ihm! er wirds nie mehr thun."

Mit diesen Worten stürzte die Mutter, die alles mit angehört hatte, aus dem Nebenzimmer. Ihre Augen waren voll, und Herrn Ehrmann entrollte auch eine Freudenthräne über den reuevollen Sohn. Nun so sey es dir vergeben, sagte er zu dem schluchzenden Sohne. Du versprichst, niemahls mehr ein Thier zu martern. Ich glaube deinen Worten. Und so drück' ich dich denn mit mehr Vaterliebe, und mit der süßesten Hoffnung, als einen bessern, edleren Menschen, an meine Brust. Mutter! thue das auch! — Sohn! präge dir tief in deine Seele die Wahrheit: Wer eine Freude daran hat, Thiere zu quälen, der wird einmahl auch eine Freude daran haben, Menschen zu quälen. Nun gehe auf deine Stube, mache deine Sachen in Ordnung, und bereite dich zu einer kleinen Wanderung. Wir wollen den heutigen Tag mit einigen braven Freunden froh in dem stillen Dörfchen, Silberbach, verleben.

Sanftheiter begab sich Peter auf sein Zimmer, und erzählte in den Armen seines Erziehers das, was vorgefallen war. Mit großen Buchstaben schrieb er auf ein starkes Velinpapier die Worte des Vaters:

> Wer eine Freude daran hat, Thiere zu quälen, der wird einmahl auch eine Freude daran haben, Menschen zu quälen.

Das Papier klebte er auf ein Stück Pappe, und hing es an die Thüre, wo es ihm oft in die

Augen fiel. „Es soll mich erinnern, sagte er, wenn ich mich etwa vergessen und wieder in meinen vorigen Fehler fallen sollte.”

Herrn Ehrmanns Geburtstag war für seine Familie, und einige redliche Freunde, ein Tag der reinsten, süßesten Freuden. Silberbach hatte schon lange nicht solche edle, heitere Seelen bewirthet, und diese waren schon lange nicht von so braven Landleuten, wie die Silberbacher, bewirthet worden.

Petern schien die Welt, nach so guten gefaßten Entschlüssen noch einmahl so schön. Niemals hat er mehr ein Thier gequält.

Fritzchen im Winter.

Der Winter ist ein Mann,
Ein wackrer, braver Mann!
Er stärket Muskel und Gebein,
Weiß nichts von Gicht und Zipperlein;
Der Winter ist ein Mann,
Ein wackrer, braver Mann!

O welche Herzenslust!
Mit starker offner Brust
Dem kalten Mann entgegen gehn,
Wann Dächer krachen, Stürme wehn!
Wer dieses muthvoll kann,
Der ist ein wackrer Mann!

Ich bin kein Kindelein,
Kein kleines Kindelein,
Rasch strömt mein junges, warmes Blut;
Drum will ich ohne Pelz und Hut
Mich auf den Wiesen drehn,
Wann kalte Norde wehn!

Der Winter ist ein Mann,
Ein wackrer, braver Mann!
O wer ihm nicht die Rechte beut,
Sich nicht des starken Gastes freut,
Der ist, fürwahr! kein Mann,
Kein wackrer, braver Mann!

Heraus ins freye Feld,
Wer's mit dem Winter hält!
Es knittert unter uns der Schnee,
Gefroren starret Teich und See;
Heraus ins freye Feld,
Wer's mit dem Winter hält!

Die Bravsche Familie in der Stadt.

Der Kammerrath Brav war das, was sein Name anzeigt, ein edler, rechtschaffener, braver Mann. Dieses Lob gab ihm jedermann, der ihn kannte. Er liebte seine Nebenmenschen, wie sich selbst, und seine größte Seeligkeit fand er im Wohlthun, in dem redlichen Streben, andere gut und immer besser, und auf diese Weise auch zufriedener und froher mit sich und der Welt zu machen.

Eine stille Heiterkeit erfüllte allezeit seine Seele; selten bemerkte man auf seiner Stirne Runzeln der Unzufriedenheit, und sein Leben floß ihm dahin, wie ein milder Bach durch grüne, beblümte Fluren.

Die Vernünftigen der Stadt, in der er wohnte, achteten ihn, und die edelsten Männer waren seine vertrauten Freunde. Seine Einkünfte waren eben von keiner großen Bedeutung, allein sie reichten hin, seine nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen; auch war er im Stande, sich und seiner Familie manche Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen.

Bravs Gattin, Wilhelmine, galt allgemein für eine gebildete, sanfte und treffliche Frau. Sie hing mit ganzer Seele an ihrem Manne, und suchte ihm auf alle mögliche Weise sein Leben angenehm zu machen. Ihr Herz war ganz für stille, häusliche Freuden geschaffen, und diese blühten in ihrem Hause, wie goldne Orangen auf dem glücklichen Boden Italiens.

Man rühmt das Loos der Kayser und Könige, und viele Menschen können sich keine höhere Seeligkeit denken, als die, welche, nach ihrer Meynung, ein Herrscher auf dem glänzenden Throne genießt. Aber, was ist diese Seeligkeit gegen das Glück, welches einem edeldenkenden Privatmanne in dem Schooße einer genügsamen, frommen und tugendhaften Familie zu Theil wird!

Daher sagte der Kammerrath Brav öfters zu seiner Frau: „Diesen einfachen Stuhl vertauschte ich, wahrlich! nicht mit dem prächtigsten Throne, und diesen Stab nicht mit dem blendenden Scepter! ich finde in meinem Hause, im Zirkel meiner Familie, den Himmel; viele Herrscher sehnen im Purpur sich vergebens darnach."

Im Bravschen Hause traf man zwar wenig Pracht, aber etwas an, was mehr werth ist, als das kostbarste Meublement, nämlich die schönste Ordnung und eine gefällige Reinlichkeit. Man mochte in seinem Hause hinsehen, wohin man wollte, überall erblickte man diese zwey holden Schwe-

stern Arm in Arm; und mehr als einmahl wurde von Personen, die Herrn Brav besuchten, die Bemerkung gemacht, daß in seinen Stuben der Geist zu hohen Gedanken, und das Herz zu frohen und reinen Empfindungen vorzüglich gestimmt sey. (Woher das wohl kommen mag? —)

Große Reichthümer besaß Herr Brav nicht; aber er besaß etwas, was er zuverläßig nicht mit den Reichthümern beyder Indien vertauscht hätte. Der Himmel hatte ihm einen Sohn, Siegfried, und eine Tochter, Henriette, geschenkt. Die Kinder waren gut, und Vater und Mutter freuten sich darüber. „Was wollen wir mehr?" sagte jener zu seiner verständigen Frau; „Gott hat uns alles gegeben, was wir uns nur wünschen können; ein Haus, ein hinlängliches Auskommen, und zwey liebe Kinder."

„Ja, lieber Mann," erwiederte dann die frohe Mutter, „du hast Recht; wir könnten uns nicht mehr wünschen. Siegfried ist dir ein allerliebster Knabe; Unschuld lächelt auf seinem Gesichte, froher Sinn aus seinem Auge, kindliche Liebe bezeichnet seine Handlungen, und rein, wie ein Frühlingsthau auf der gesprenkelten Nelke, ist sein Herz."

Und Henriette, versetzte der Vater, giebt ihrem Bruder nichts nach. Ist sie doch geschäftig wie eine Biene, sanft wie ein Täubchen, zutraulich und freundlich wie unser Rothkehlchen, das so gerne aus

ihrer Hand sein Futter nimmt! Wie verträglich ist sie nicht mit ihrem Bruder; ich glaube, sie haben sich in diesem ganzen Jahre nicht einmahl entzweyt. Man klagt so sehr über die Uneinigkeit, in welcher die Geschwister mit einander leben; wohl uns, daß wir diese Klagen nicht vermehren dürfen.

Herr Brav war kein Freund von lauten, rauschenden Vergnügungen, die den Geist zerstreuen und das Herz leer lassen; seine ganze Seele hing an dem geräuschlosen, ruhigen Familienleben, wo man im Stillen seine Pflichten erfüllt, und nach Erfüllung derselben im Zirkel der Gattin und muntrer Kinder die Seeligkeit der Freundschaft, der Liebe und Dankbarkeit genießt. Aus diesem Grunde stimmte es gar nicht mit seinen Wünschen überein, daß er in einer Stadt leben mußte, wo ein ewiges Geräusch, ein immerwährendes Gedränge ihn umgab, und wo so vieles geschah, was der edle Mann mit Unwillen ansehen mußte.

Indeß fand er sich in seine Lage, und suchte sein ganzes Haus in eine bessere Lebensart, als die, welche in Städten üblich ist, einzuweihen. Um seinen Zweck desto glücklicher zu erreichen, pflegte er alle Jahre mit seiner Familie einen Monat auf dem Lande zuzubringen. Es waren selige Tage, die man hier verlebte! Siegfried und Henriette meynten, man sollte diese Tage himmlische Tage, und den Monat, den man außer der Stadt verlebte, den goldenen Monat nennen. Keine

Nachricht war für sie erfreulicher, als wenn es hieß: künftige Woche ändern wir unsern Aufenthalt, und besuchen auf einige Zeit unser altes Grünthal. Herrlich! herrlich! riefen dann immer die Kinder; und im ganzen Hause erschallte die frohe Nachricht: In acht Tagen gehn wir nach Grünthal.

Das Dörfchen Grünthal lag in einer anmuthigen Gegend, umgeben von fruchtbaren Feldern und blühenden Wiesen, durchrieselt von einem klaren Bache, und bewohnt von verständigen, betriebsamen Landleuten.

Hier miethete sich Herr Brav mit seiner kleinen Familie bey einem, zwar nicht reichen, aber braven Manne ein, und alle lebten ländlich, das heißt, einfach, thätig, froh und natürlich Der Monat verging wie ein Tag, die Tage wie Stunden, und die Stunden wie Augenblicke; ehe man sichs versah, waren sie verschwunden.

„O lieber Vater," sagte einige Mahl Siegfried, als man wieder einpackte und in die Stadt zurück kehren sollte, „lieber Vater! warum kehren wir zurück in das Geräusch, zwischen die Mauern, die uns den Zugang zur Natur ordentlich versperren? hier ist gut seyn, hier laß uns bleiben; wir wollen drey Stübchen machen lassen, für dich eines, für die Mutter eines, und eines für mich und Jettchen."

Henriette unterstützte die Bitten ihres Bruders, aber Vater und Mutter lächelten und sagten: Gern

erfüllten wir, lieben Kinder, euer Verlangen; aber es geht nicht füglich an; es rufen uns höhere Pflichten, und diese müssen wir erfüllen. Der Mensch muß nicht sagen: hier gefällt mirs wohl, hier will ich bleiben, sondern: wohin zieht mich mein Beruf? und wohin ihn dieser ruft, da muß der Mensch leben und seines Berufs treulich warten, auch, wenn dieses nicht mit seinen Wünschen, mit seinen Neigungen übereinstimmt.

Herr Brav hatte Recht; aber seine Kinder sahen den Zusammenhang der Sache nicht ein. Indeß beruhigten sie sich; denn sie waren gewohnt, den Reden ihrer Eltern Glauben beyzumessen; und wenn sie auch manches nicht recht einsahen, so sprachen sie: Es muß doch wahr seyn; denn Vater hat's ja gesagt; dieser muß die Sache besser verstehen, als wir. Uebrigens erneuerten sie alle Jahre den Wunsch, auf dem Lande, in dem lieben Grünthal leben zu können.

Ein unglücklicher Vorfall brachte diesen Wunsch in Erfüllung.

Eines Jahres — es war im Frühlinge — kehrte Herr Brav mit seiner Familie aus Grünthal in die Stadt zurück. Man kam spät an, und alle waren ermüdet. Der Schlaf bemächtigte sich ihrer, und sie versanken in einen süßen und tiefen Schlummer.

Um Mitternacht entstand in der Straße, wo das Bravsche Haus lag, ein großer Lärm; es er-

tönte schauerlich die Sturmglocke, und in der ganzen Stadt rief man die furchtbaren Worte: Rettung! Feuer! Feuer!

Mit Aexten und Feuerhaken strömten die Männer herbey; wehklagend falteten die Weiber ihre Hände gen Himmel, und an ihre Mütter klammerten sich bebende Kinder. Durch alle Gassen rasselten leichte Wagen mit Wasser und Spritzen, und die Garnison, die in der Stadt lag, zog durch das nächste Thor auf eine Wiese, welche an die Vorstädte grenzte.

Die Flamme nahm über Hand, und da das Feuer nicht weit vom Bravschen Hause ausgebrochen war, so erreichte es dasselbe gar bald. Schon brannnte der Hintertheil, als noch jedermann von Bravs Familie in einem festen Schlafe lag. Zum Glück erwachte seine Gattin, als ein Theil des Hauses einstürzte. Sie hört den Lärm, springt eiligst aus dem Bette, sieht zum Fenster heraus, und erblickt zu ihrem Entsetzen das Unglück der Stadt. Feuer! Feuer! ruft sie, halb ohnmächtig vor Angst; wankt an das Bett ihres Gatten, und dann in das Schlafgemach ihrer Kinder. Alle springen auf; kleiden sich nur zur Hälfte an, und eilen zur Treppe. Allein diese steht in lichten Flammen; Brav springt zum Fenster und ruft: Hülfe! Hülfe!

Aber keine Seele wagt es, die Unglücklichen zu retten. „Bis wir herauf kommen, sagten eini-

ge Feigherzige, stürzt das Gebäude zusammen, und wir finden unsern Tod."

Schon fiel ein Theil des Daches zusammen; schon drang die Flamme bis an die Stubenthür, und ergriff den Schrank, der nahe an ihr stand; schon bereitete Brav seine bebende Gattin und die zitternden Kinder, die sich an Mutter und Vater fest anklammerten, zum Tode vor, der ihnen unvermeidlich schien; als sich ein schlechtgekleideter junger Mann muthvoll durch das erschrockene Volk drängte, und wie ein Engel von Gott gesandt, eine lange Leiter an das Haus des unglücklichen Brav anlegte, herzhaft sie erstieg, und mit der äußersten Gefahr alle, alle glücklich rettete.

Der unbekannte, hochsinnige Retter wollte sich wieder durch den staunenden Haufen drängen, vielleicht um unentdeckt zu bleiben. Allein Herr Brav sprang ihm nach, hielt ihn fest und rief: Ich lasse dich nicht, du sagest mir denn wer du seyst?

Lange sträubte sich der edelgesinnte Jüngling, endlich bekam Brav Gelegenheit, ihm recht ins Gesicht zu sehen, und jetzt erst erkannte er in ihm den Sohn eines armen Leinwebers, den er vor einigen Jahren aus einer Verlegenheit gerissen, und dadurch die dankbare Familie sich sehr verbunden hatte.

Hastig griff Brav nach der Hand des hochherzigen jungen Mannes, drückte sie männlich und sagte: Dank, guter Freund! herzlicher Dank! Sie haben mir und den Meinigen das Leben gerettet,

womit kann ich Sie dafür lohnen; o sagen Sie, womit?

„Lohnen? versetzte der Jüngling? als wenn ich des Lohnes halber das gethan hätte, was ich gethan habe! Es ist ja Menschenpflicht, seinem Bruder in der Noth beyzustehen; dies haben Sie auch an meinem Vater vor sechs Jahren bewiesen. Ohne Ihren Beystand wäre er und ich mit ihm in großes Elend gerathen. Es freut mich, daß ich jetzt Gelegenheit hatte, Ihnen einen Gegendienst zu erweisen."

„O trefflicher Karl, trefflicher Karl! rief gerührt der Kammerrath aus." Seine Frau und seine Kinder kamen nun auch herbey, und dankten mit Thränen ihrem Retter, ob er sich gleich ernstlich allen Dank verbat. Auch das umstehende Volk bezeigte ihm große Freude über seine edle That, und es ertönte von allen Seiten: Bravo, Karl! Bravo!

Karl aber, gestärkt durch das selige Bewußtseyn, edel gehandelt zu haben, rief in einem männlichen Tone: Freunde! zaudern wir nicht, das Danken und Müssigstehen frommt nichts, auf! zur Hülfe den leidenden Brüdern! viele bedürfen unsers Beystandes?

Dieser Aufruf that mächtige Wirkung, alles raffte seine Kräfte zusammen, legte Hand an, und einige brave Einwohner der Stadt wurden auf diese Weise einem schmählichen Tode entrissen, dem sie sonst unmöglich hätten entgehen können. Solche

Wirkungen kann die Stimme und das Beyspiel eines Einzigen Rechtschaffenen hervorbringen.

So sehr man indeß daran arbeitete, die Verbreitung des alles zerstöhrenden Feuers zu verhindern, so konnte man doch wenig oder nichts ausrichten. Die Dächer waren trocken, und die Flammen griffen aus dieser Ursache schnell um sich; aber am meisten schadete wohl der starke Wind, der unglücklicher Weise in dieser Nacht bließ, und durch das rollende, verzehrende Feuer noch mehr angefacht wurde.

In wenigen Stunden lag die schöne Stadt in der Asche; die prächtigsten Palläste waren nun rauchende Schutthaufen; die stärksten Mauern brannten durch, und selbst die meisten Glocken schmolzen, stürzten herab, und zertrümmerten das Thurmgewölbe.

Männer, die vor wenigen Stunden für die Reichsten der Stadt galten, waren jetzt beynahe Bettler; hochmüthige Prahler, die den Abend vorher stolz auf dem Walle der Stadt herum spazierten und mit Verachtung auf die ärmern Klassen herab blickten, irrten jetzt gedemüthigt, mit gesenktem Haupte, in den dumpfigen Gassen herum, und hatten nicht den Muth, ihr Auge empor zu heben; Müßiggänger, die sich nicht durch ihrer Hände Arbeit genährt, sondern die sauer erworbenen Schätze ihrer Eltern in Unthätigkeit verschwelgt hatten, schlichen beschämt und angstvoll einher, und erschra-

ken bey dem Gedanken an die Zukunft. Jammer, Elend, Angst, Furcht und Traurigkeit sah man auf den meisten Gesichtern, an allen Ecken und in allen Straßen. Nur hie und da erblickte man einen ruhigen Mann, festen, unerschrockenen Sinnes, gestärkt durch den Glauben an eine Vorsehung, und durch die Hoffnung einer bessern Zukunft. Gelassen sah der Fromme empor, und sein Herz erhob sich, still gerührt, zu dem, der die Schicksale der Sterblichen lenkt, und Segen über alle seine Geschöpfe verbreitet. Ein milder Friede senkte sich tief in seine Brust, wie sich ein fruchtbarer Thau auf hinwelkende Blumen herab läßt, ihren Kelch erfrischt, und ihr Wiederaufblühen befördert.

Wohl dem, der zu solchen Zeiten des Unglücks und Jammers sein Gemüth sammeln, auf die Ruinen seines äußern Glücks mit Gleichmuth blicken, sich mit innern Schätzen, die ihm kein Unfall raubt, trösten, muthvoll sein Auge gen Himmel erheben, und kindlich beten kann: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sey gelobet.

Der Morgen nach dem furchtbaren Brande war ein trauriger Morgen, und die schönen Strahlen der sanft aufsteigenden Sonne fielen auf schwarz gebrannte Ruinen, übelriechende Schutthaufen, und auf blasse, thränenbenetzte Gesichter. Düstern stand hier ein Hausvater auf dem Platze, wo sein Haus gestanden, sah gen Himmel und sagte bey sich selbst: wohin soll ich nun mit Weib und Kindern mich flüch-

ten? womit soll ich ihren Hunger stillen und ihre Blöße bedecken? Dort rang weinend eine Mutter die Hände, den schläfrigen Säugling an der Brust; Zähren rollten ihr von den Wangen, und die wehmüthigsten Klagen entströmten ihrem Munde.

O es war ein herzerschütternder Anblick, der Anblick des großen Elendes, das nun bey Tage sichtbarer und daher in einer desto fürchterlichern Gestalt zu schauen war. Der Menschenfreund, der nichts mehr thun konnte, weinte den Unglücklichen wenigstens eine Thräne, und suchte durch tröstende Worte in ihre verwundeten Herzen einen lindernden Balsam zu gießen. Aber thätig bewieß sich mancher edeldenkende Mann aus den umliegenden Oertern. Gut bepackte Wagen zogen durch die Gassen, und allerhand Lebensmittel wurden unter die Abgebrannten vertheilt; auch mit Geld unterstützte man die leidende Armuth.

Viele verunglückte Familien wurden in die herumliegenden Dörfer und Flecken eingeladen, wo sie gutes Obdach fanden, und, was noch mehr heißt, auch Freunde, die an ihrem Schicksale ungeheuchelten Antheil nahmen. Hier blieben sie so lange, bis sie in der Stadt wieder aufgebaut hatten.

Dem Kammerrath Brav blieb von allem, was er in seinem Hause besaß, nichts übrig. Halb nackt entkamen seine Kinder, und er und seine Frau retteten bloß ein einziges Kleid. Dies war ein harter Schlag für ihn, aber er behielt doch seine Besonnenheit, und wußte sich zu trösten. In den Vorstädten

hatte er noch einen kleinen Mayerhof, der blieb ihm; und dahin begab er sich mit seiner Familie und einigen Freunden, die auch alles in der Stadt verlohren hatten. Ruhig sann er nun auf Mittel, sich und den Seinigen zu helfen.

Wer nur ernstlich nachdenkt, der kann sich aus den größten Verlegenheiten helfen.

Dies erfuhr auch Herr Brav. In wenigen Tagen hatte er einen Weg gefunden, auf dem er seine äußere Lage wieder verbessern konnte. An einem schönen Morgen versammelte er seine Familie auf dem öden Brandplatze, wo seine Wohnung gestanden hatte, und hielt folgende Anrede an sie: Meine Lieben! ich habe euch heute hieher geführt, um euch einen Plan mitzutheilen, den ich in Hinsicht auf unser künftiges Fortkommen entworfen habe. Das Unglück ist groß, das uns betroffen hat; aber ich glaube, daß wir Kraft genug haben, es muthig zu ertragen. Hat uns doch die Flamme nicht alles geraubt; wir haben noch einen Mayerhof übrig behalten, und ein paar fruchtbare Aecker; und gesetzt, wir wären auch um dieses gekommen, so dürften wir doch nicht zagen. Sind wir denn nicht alle gesund? und ist Gesundheit nicht ein großer Schatz? haben wir nicht Kräfte, haben wir nicht Hände? O wer noch ein paar gesunde Hände hat, und dabey einen guten Willen, der darf nie verzagen, er besitzt ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt. Und so hoff' ich denn, daß

auch wir nicht verderben werden. Wir sind gesund, und durch den Gebrauch unsrer Kräfte können wir uns sehr leicht forthelfen. Aber der gute Wille, sie zu gebrauchen, muß da seyn; fehlt dieser, so mißlingen alle unsre Unternehmungen. Wollt ihr euch also entschließen, die Kräfte, die euch die Natur gab, anzuwenden? wollt ihr arbeitsam seyn, und genügsam bey dem Genusse desjenigen, was ihr durch eurer Hände Arbeit erwerbt?

O lieber Mann! antwortete Wilhelmine, und fiel ihrem Gatten um den Hals, lieber Brav, wie gut bist du! Ja wir wollen alle arbeiten, vom Morgen an bis an den Abend, und wenn uns der Schweiß über die Wangen rinnt, wollen wir nicht unzufrieden werden, sondern mit Freude und Geduld unsre Geschäfte vollbringen. Daran zweifle nicht.

Voll der kindlichsten Liebe umschlangen die guten Kinder, Siegfried und Henriette, ihren Vater und sagten: Guter, bester Vater! wir wollen fleissig seyn, und uns nie vor der Arbeit scheuen; was du willst, wollen wir thun, denn du bist ja ein lieber, guter Vater!

Nun, wenn ihr arbeiten wollt und alles geduldig ertragen, fuhr der gerührte Brav fort, so will ich euch denn entdecken, was ich im Sinne führe. Diesen Platz hier will ich verkaufen. Erschreckt nur nicht, sondern hört mich weiter. Wenn ich das Haus wie-

der aufbauen wollte, so wären zehn tausend Thaler nicht hinlänglich dazu. So viel Geld aber haben wir nicht, und Schulden zu machen, ist nicht meine Sache. Ferner sollen auch unsre Aecker und der Mayerhof verkauft werden, und für das Geld, das wir dafür erhalten, kaufe ich ein kleines, aber wohlbestelltes Gut. Mein Amt gebe ich auf, und sorge dafür, daß es gut besetzt wird. Der junge Siegmar ist ein wackrer Mann, und wird den Posten gewiß am besten verwalten; er soll ihn daher erhalten; dafür will ich schon sorgen. Ihr seyd doch damit zufrieden?

Frau Brav fing an zu weinen und antwortete: Bester Mann, es wird uns freylich schwer werden, diesen Platz, den wir nun gegen achtzehn Jahre unser nannten, auf dem wir so viele Freuden genossen, so manches Leiden standhaft geduldet und glücklich überstanden haben, es wird uns schwer fallen, diesen Platz zu verlassen. Aber dein Plan ist gut, und ich bin mit demselben ganz zufrieden. Führe du mich, wohin du willst, ich will dir gerne folgen.

Die Kinder waren mit dem Vorhaben des Vaters noch mehr zufrieden. Mit Freuden sahen sie nun ihren Wunsch, auf dem Lande zu leben, der Erfüllung nahe, und sie wußten ihre Zustimmung nicht genug auszudrücken. Es entspann sich unter ihnen und dem Herrn Brav folgendes Gespräch:

Henriette. Ach! guter Vater, ich kann es es dir gar nicht sagen, wie lieb es mir ist, daß wir

nun auf dem Lande leben werden. Wie glücklich werden wir da seyn!

Vater. Das hoff' ich, liebe Henriette, das hoff' ich. Aber glaube nur nicht, daß wir dort unsre Zeit mit Spatzierengehen, Nähen und Stricken verleben werden. Auch das werden wir thun, aber unser Hauptgeschäfte wird seyn, die Aecker zu bestellen, die Früchte, die sie tragen, selbst einzuärnten, und du wirst deiner Mutter in der Küche täglich helfen müssen.

Henriette. O das werde ich herzlich gern thun, lieber Vater! alles, alles werde ich thun, was ich kann, wenn wir nur auf dem Lande leben.

Vater. Und du wirst dann um desto gesünder, stärker und froher seyn.

Siegfried. Nicht wahr, Vater! du läßt alsdann für uns zwey leichte Rechen machen, womit wir das Heu und das Grummet zusammen rechen und in ein schönes Häufchen aufthürmen?

Vater. Ihr sollt auch lichte Picken und Grabscheite bekommen, womit ihr euer Gärtchen umgrabt, Saamen, womit ihr es besäet, Bäumchen, die ihr pflanzt, und noch viele andere Sachen, die euch freuen sollen.

Beyde. O lieber Vater!

Siegfried. Aber wir ziehn doch nach Grünthal?

Vater. Nach Grünthal nicht. Wie? ihr

erstaunt? ihr schlagt die Augen nieder? seyd ihr nicht zufrieden?

Siegfried. Das nicht, Vater! aber —

Vater. Fürchtet nichts; wir kommen in ein Dörfchen, das viele Vorzüge vor Grünthal hat; die Gegend um dasselbe ist viel schöner, auch die Einwohner sind gut, und Grünthal liegt nicht weit davon. Wir können daher manchmal dahin wandern, besonders am Sonntage Nachmittags.

Darüber freuten sich die Kinder gar sehr, ergriffen die Hand des Vaters und küßten sie, und die Mutter trat hinzu, legte ihre Hände auf die Hände der übrigen, sah mit stillheiterm, zärtlichen Blick ihren Mann und ihre Kinder an und sprach: Wir werden nicht darben, Gott wird unsre Arbeiten segnen, und wir werden das Unglück, das uns betroffen hat, bald vergessen.

Drauf sagte ernsthaft der Vater: Wir werden nicht darben, wenn wir thätig, unverdrossen und gut sind. Seht, da steigt die goldne Sonne immer höher und höher, und verbreitet Wärme, Segen und Freude über unsre Fluren; auch auf dem Dorfe wird sie uns scheinen, immer und überall scheinen, und unserm Leben wird einst auch eine freundliche, erquickende Sonne aufgehen, und wir werden dann die unglückliche Nacht vergessen, die fürchterliche Nacht, wo viele hundert Familien, wo auch wir um den größten Theil unsrer Haabe gekommen sind.

Auf! laßt uns diesen Platz verlassen, und unsrer Wohnung zueilen.

Gerührt verließ die Gesellschaft die öde Brandstädte.

Herr Brav verkaufte bald den Platz, wo sein Haus stand, die Aecker und den Mayerhof. Sein Amt erhielt der wackere Siegmar.

Ein schönes Gut, in dem Dörfchen Rosenthal, war vor kurzem von dem Besitzer zum Verkaufe angeboten worden; der redliche Brav benutzte diese Gelegenheit, und kaufte das Gut. Seine Freunde wollten ihn gern zurück halten; allein ihre Bitten waren fruchtlos.

Mit Sehnsucht sah seine Familie dem Tage der Abreise entgegen, wie man einem geliebten Freunde entgegen sieht, und eine allgemeine Freude verbreitete sich, als es an einem Abende hieß: Morgen ziehen wir nach Rosenthal. —

Die Bravsche Familie verläßt die Stadt.

Der Tag, an welchem die Bravsche Familie der Stadt für immer Lebewohl! sagen wollte, fing an zu grauen, und alles, was zum Bravschen Hause gehörte, war auf den Beinen.

Viele Geräthschaften, Kästen, Schränke, Tische, Stühle, Bettgewand und andere Sachen, waren den Tag vorher auf einigen Wagen in den neuen Wohnort abgeschickt worden. Aus diesem Grunde mußte die Familie es sich gefallen lassen, die letzte Nacht auf einem harten Strohlager zu liegen. Demohngeachtet rief jedes beym Erwachen: das war ein herrlicher Schlaf!

Ehe Herr Brav mit seiner Familie seine Wanderung aufs Land antrat, kam ein Knabe von Siegfrieds Alter, in Begleitung eines alten und jungen Mannes und eines lustigen Hundes in den Meyerhof.

„Ach! da kommen Sie ja schon! rief ihnen Herr Brav entgegen. Guten Morgen! lieben Freunde!"

Man drückte sich wechselsweise die Hände, und war vergnügt über das Wohlseyn des andern.

Der angekommene alte Mann, war der Vater von dem beherzten Karl, der, mit eigener Lebensgefahr, die Bravsche Familie in der beschriebenen Feuersbrunst von einem schmählichen Tode gerettet hatte. Der junge Mann, der mit ihm kam, war Karl selbst, und der Knabe, sein jüngster Bruder Christian.

Christian hatte ein Bündelchen unter dem linken Arm, und einen Stock in der rechten Hand. Seine Augen waren rothgeweint, und er sah seinen Vater mit einem wehmüthigen Blick an, als wollte er sagen: vielleicht seh' ich dich nie wieder, lieber Vater!

Wißt ihr wohl, warum Christian rothgeweinte Augen hatte, und warum er seinen Vater mit einem wehmüthigen Blick ansah? — Wir wollen sehen, wer es errathen hat.

Herr Brav war ein sehr dankbarer Mann, weil er ein guter Mann war. Nie werdet ihr einen rechtschaffenen Menschen finden, der nicht zugleich auch dankbar wäre. Der junge Karl Lindenbaum hatte sich, wie ihr wißt, um die Bravsche Familie sehr verdient gemacht, und Brav sann nun darauf, wie er seinen Retter wohl am besten belohnen könnte. Ihm ein Geschenk im Gelde zu machen, war der erste Gedanke, der ihm einfiel. Mit

einer Rolle Silberstücke begab er sich nun ins Lindenbaumsche Haus, und wollte sie, da er den Sohn nicht zu Hause antraf, dem alten Vater in die Hand drücken.

„Ey! wie wird sich dieser gefreut haben über die Rolle!" wird vielleicht einer und der andere von den Lesern ausrufen.

Nicht doch, meine lieben Freunde! der alte Lindenbaum war gar ein braver Mann, der niemahls deswegen gut handelte, um belohnt zu werden. Wenn er etwas für Pflicht hielt, so erfüllte er redlich und gern diese Pflicht, ohne sich erst die Frage vorzulegen: „Was wird mir denn dafür? womit wird man mich belohnen, wenn ich diese Pflicht vollbringe?" Und Karl, sein Sohn, war hierin seinem Vater ganz ähnlich. Der alte Lindenbaum nahm das Geschenk nicht an.

Gerade, als Herr Brav den alten Lindenbaum wieder verlassen wollte, trat Karl in die kleine, reinliche Stube. Brav wollte versuchen, ob dieser vielleicht nicht geneigt seyn möchte, die Rolle Silberstücke anzunehmen. Allein der Versuch schlug fehl. Karl wies das Geschenk ab und sagte: „was ich gethan habe, habe ich nicht um des Lohnes willen gethan."

Als sie so mit einander redeten, trat Christian, ein muntrer Knabe, in die Stube. Sein freundliches Gesicht, und der Anstand, mit dem er sich gegen seinen Vater, Bruder und Herrn Brav benahm,

gefiel diesem gar sehr. „Wart'!" dachte Brav bey sich, „vielleicht kannst du dich gegen diesen dankbar beweisen. Wie wär' es, wenn du den freundlichen Knaben mit dir aufs Land nähmst, ihn Siegfrieden zum Gesellschafter gäbst, ihn zu einem braven und geschickten Menschen erzögest, und ihn auf diese Weise recht glücklich machtest? Das wäre doch noch viel mehr werth, als diese Rolle Silberstücke."

Herr Brav theilte seine Gedanken dem alten Lindenbaum mit, und sowohl er, als sein Sohn Karl, waren mit dem Plane ungemein zufrieden. Auch Christian war nicht abgeneigt, mit dem guten Brav aufs Land zu ziehen. Es blieb also dabey.

Als Christian mit seinem Vater und Bruder, am Tage der Abreise, im Meyerhofe erschien, näherten sich ihm freundlich Siegfried und Henriette. „Du sollst mein Bruder seyn," sagte der erste zu ihm; „alles wollen wir mit einander theilen, und es soll uns auf dem Lande recht wohl gehen." Christian drückte ihm freundschaftlich die Hand.

Es versammelten sich im Meyerhofe viele Freunde, die ihren rechtschaffenen Brav noch einmahl sehen und bis ins nächste Dorf begleiten wollten. Man nahm das Frühstück zu sich, und trat die Reise an.

Als man bey dem ersten Dorfe angekommen war, umarmten die Begleiter ihren Freund Brav, seine Frau und die Kinder, sagten sich ein herzliches

Lebewohl, und versprachen sich einander, daß sie allezeit, so lange sie lebten, in Glück und Unglück, Freunde bleiben wollten.

Der alte Lindenbaum schloß seinen Christian in die Arme, und segnete ihn. „Sey immer redlich," sprach er, „folgsam und dankbar gegen deinen Wohlthäter, mein lieber, theurer Sohn!" Lieber, lieber Vater! schluchzte Christian, ich will es seyn. Lebt wohl! — Nun trennte man sich unter vielen Thränen.

Brav sah mit seiner Familie sich noch einmahl nach der Stadt um, und seine Begleiter kehrten sich auch um, und schwenkten Hüte und Schnupftücher. Das Nämliche that auch Herr Brav, seine Frau und die Kinder. „Lebt wohl! ihr braven, rechtschaffenen Seelen!" lispelte man leise.

Die Sonne stieg höher, der Himmel war heiter, und die Wanderer freuten sich einmüthig über das schöne Reisewetter. Auch die Gesichter fingen an sich aufzuheitern, und es entspann sich ein unterhaltendes Gespräch.

Man war noch nicht weit gegangen, als die Gesellschaft um einen neuen Reisegefährten vergrößert ward. Osmunda kam herbey gesprungen, drängte sich zu Christian, und schien sich recht sehr darüber zu freuen, daß er mitreisen könne.

„Ey! was willst du denn hier haben, Osmunda," sagte Christian! „für dich ist diese Reise nicht

veranstaltet worden! du bist ein zudringlicher Gast! zurück! zurück!"

O laß ihn doch gehen, sagte Siegfried in einem bittenden Tone, er mag auch Theil nehmen an unserer Freude! Und Henriette legte gleichfalls eine Bitte für ihn ein. Christian warf einen Blick auf Herrn Brav, und dieser lächelte und sprach: je nun, so laßt ihn mitlaufen. Es wird sich schon noch ein Platz für ihn im Hause finden. Darüber freuten sich denn die Kinder gewaltig.

Ihr werdet fragen: wer war denn dieser Osmunda? — Es war ein niedlicher — Pudel, den Christian aufgezogen, gut abgerichtet und immer mit sich genommen hatte, wenn er ausging. Das treue Thier war daher an seinen kleinen Wohlthäter so gewöhnt, daß es immer um ihn herumsprang, ihn beständig begleitete, und gar sehr winselte, wenn Christian es einmahl nicht mitnehmen konnte. Der alte Lindenbaum glaubte, Osmunda müße in der Stadt bleiben; denn Herr Brav habe sich wohl entschlossen, seinen Sohn mit aufs Land zu nehmen; von dem Hunde aber wäre nicht die Rede gewesen. Deswegen zog er sein Schnupftuch aus der Tasche, und band den unruhigen Pudel am Halse an, damit er nicht etwa sich zum Begleiter der Wandernden aufdringen möchte. Aber Osmunda machte sich von den Fesseln los, und spielte den Deserteur. Der alte Lindenbaum und sein Sohn riefen zwar: Osmunda! gutes Hündchen! Osmundchen! komm zu-

rück! Aber wer nicht hörte, war Osmunda. Wie wenn er einen Hasen verfolgen möchte, lief er immer der Spur seines kleinen Wohlthäters nach, und erreichte bald die Reisegesellschaft. Voll Freuden sprang er auf Christian, leckte ihm die Hand, wedelte mit dem Schwanze, und sah alle mit einem frohen Blicke an, gleich, als wollte er sagen: ihr nehmt mich doch mit?

Wer war froher als Christian, da der Deserteur vom Herrn Brav gnädig aufgenommen, und ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, an der Reise Theil nehmen zu lassen. „Gutes Hündchen," sagte er, „sollst es gewiß auch auf dem Lande, im neuen Quartiere, gut haben."

Der alte Brav lächelte und dacht' in seinem Sinn: „das ist doch ein treues Thier! es verläßt seinen Wohlthäter nicht, und weiß seine Erkenntlichkeit nicht genug auszudrücken! wie viele Menschen beschämt dieser Pudel! auch manche undankbare Kinder müßten vor Osmunda erröthen, wenn sie über ihre Unerkenntlichkeit gegen Eltern und Lehrer — nachdächten."

Es war gerade Mittag, als die Reisegesellschaft in einem kleinen Dorfe ankam. Die Wanderer waren zwar nicht sehr müde, und sie hätten wohl noch einen Weg von zwey, drey Stunden zurücklegen können, ohne über ihre Beine zu klagen; aber es meldete sich ein ganz anderes Bedürfniß bey

ihnen, welches sie nöthigte, nach dem Wirthshause zu fragen. Sie hatten sich eine heilsame Bewegung gemacht, und dadurch die Verdauung des Frühstücks gar sehr befördert. Der Magen forderte neue Nahrung; um ihm diese zu verschaffen, trat man in eine Schenke.

„Das wird schmecken!" sagten die Knaben, und dachten sich schon an den gedeckten Tisch und an die volle Schüssel hin. Aber es schmeckte doch nicht.

Können wir etwas zu essen bekommen? fragte Herr Brav den düstern Gastwirth? „Ich habe nichts!" antwortete er in seinem groben Dialekte. Dabey machte er eine verdrießliche Miene, kehrte den Gästen den Rücken zu, und fuhr fort, Schöpsengedärme zu reinigen.

Wir werden doch wenigstens eine Flasche Bier bekommen können? sagte Brav.

„Auch nicht," gab der mürrische Wirth zur Antwort; „das Bier, was ich habe, ist sauer, das kann kein Mensch trinken; heute Nachmittag bekomme ich frisches."

Aber Brod und Milch, das wird doch wohl zu haben seyn?

„Auch nicht; das Brod steht im Ofen, und Milch haben wir gar keine. Unsre Kühe hatten die faule Krankheit; eine davon ist uns gekrepirt, und die andre könn'n wir noch nicht melken."

Auf diese Weise können wir nichts bekommen?

„Für heute nichts!“

Das war denn freylich ein Bescheid, womit die hungrigen Gäste eben nicht sehr zufrieden waren. Man verließ die leere, unreinliche Schenke, und fast jedes sah unmüthig vor sich hin.

Nun, wie hat es denn geschmeckt, Siegfried? fragte mit einem erzwungenen Lächeln Henriette.

Ach! laß mich gehn, Schwesterchen! erwiederte Siegfried, mein Magen versteht jetzt keinen Spaß. Das ist doch eine erbärmliche Wirthschaft!

Der Vater lächelte und sprach: Gebt euch zufrieden, Kinder! wir werden nicht verhungern! Das ist freylich nicht gar fein, daß uns der Wirth so abspeiste. Er hätte wohl ein freundlicheres Gesicht machen können, so wie etwa Christian oder Siegfried; (die Knaben lächelten) aber wer weiß, welche Unfälle ihn so mürrisch machten. Und da wär' er denn freylich zu entschuldigen. Ich will euch aber dabey eine wichtige Lehre geben: Wenn ihr einmahl Gastwirthe seyd, so haltet bessere Ordnung, und empfangt eure Gäste mit mehr Freundlichkeit. Aber wenn ihr auch keine Gastwirthe werdet, so müsse es bey euch, aus Nachlässigkeit, niemahls an dem Nöthigen fehlen, und besucht euch jemand, so müsse er von euch liebreich, herzlich und freundlich aufgenommen werden. Selbst, wenn unangenehme Vorfälle eure gute Laune verstimmt haben: müßt

ihr euch Mühe geben, denjenigen, mit dem ihr zusammen kommt, mit Freundlichkeit zu empfangen; denn warum wolltet ihr ihn durch ein saures, verdrießliches Gesicht auch verstimmen und mißmüthig machen!"

Der Vater hatte kaum ausgeredet, als man rufen hörte: Herr Kammerrath! Herr Kammerrath!

Man sah sich um, und erblickte ein offenes Fenster, durch welches ein Mann mit ehrlicher Miene seinen Kopf gesteckt und dem Herrn Brav zugerufen hatte. Er zog aber den Kopf gleich wieder ein, und in wenigen Augenblicken stand er selbst vor der Reisegesellschaft.

Ich habe mich also doch nicht geirrt, sagte er. Sie sind wirklich der rechtschaffene Herr Kammerrath Brav. Nun das ist mir außerordentlich lieb.

„Woher kennt er mich denn, guter Mann?" fragte Brav: „ich kann mich nicht besinnen, ihn jemahls gesehen zu haben."

Das sollen sie schon erfahren; versetzte dieser. Aber wollen sie mir nicht die Ehre geben, und in mein Haus spatzieren? Es sieht freylich darin nur wie bey einem Landmanne aus. Das sind wohl Ihre lieben Kinder? Die Frau Kammeräthin kenne ich schon.

Die Reisegesellschaft wußte nicht, woran sie war. Sie kehrte ein, und begab sich in das Haus des unbekannten Mannes. Hier sah es zwar nicht prächtig, aber reinlich und ordentlich aus.

Womit kann ich Ihnen aufwarten? fragte der freundliche Wirth! etwas Außerordentliches kann ich Ihnen nicht vorsetzen! auch nichts Warmes und Gebratenes. Aber eine gute Milch steht Ihnen zu Diensten. Vielleicht sind Sie, Herr Kammerrath, ein Freund von kleinen Fischen? Weibchen, siede doch eine gute Portion Schmerlen und Gründlinge. Die sind ja gleich fertig. Nun will ich Ihnen sagen, wer ich bin, und woher ich Sie kenne. Sie werden sich doch noch zu erinnern wissen, daß vor acht Jahren ein Mißjahr war, und das Getreide auf einen gewaltig hohen Preis stieg. Es war sogar schwer, für baares Geld solches zu bekommen. Mir gings auch so. Ich trug die schönsten Thaler auf der Hand herum, aber nirgends konnte ich ein paar Metzen Korn bekommen. Da kam ich in die Stadt, und hörte, daß Sie etwas vorräthiges Getreide hätten. Ich eilte zu Ihnen; aber Sie hatten bereits fast alles verkauft. Du lieber Gott! sagte ich; wohin soll ich mich jetzt wenden? ich muß ja mit meiner Familie verhungern, wenn ich nirgends etwas bekomme. Schon war ich im Begriff abzugehen, da riefen Sie mir zu und sagten: komm' er nur zurück; ich habe freylich für mich selbst nicht mehr viel übrig; aber wir wollen brüderlich mit einander theilen. Nun gaben Sie mir einige Metzen von dem Korne, mehr als ich mir Anfangs zu verlangen getraute. Ich zählte das Geld dafür auf; aber Sie reichten mir vier Speciesthaler davon zurück. „Er muß mich nicht für einen Wucherer halten;" sagten

Sie, klopften mir auf die Schultern, und gingen ab. O wie segnete ich Sie im Herzen. Und meine Familie, ach! wie jauchzte die, als sie sah, daß ich mit Getreide nach Hause käme. Sie hätten den Dank mit anhören sollen, den wir alle Ihnen hier in dieser Stube darbrachten. Ich war im Stande, von dem Getreide etwas an eine arme Familie abzutreten; o wie sehr hat auch diese Ihnen und mir für die unverhoffte Hülfe gedankt. Längst schon hätte ich Ihnen aus Dankbarkeit ein kleines Geschenk gebracht; aber ich getraute mir's nicht.

Herr Brav freute sich sehr über die Rede des Mannes. Wie gut hab' ich gehandelt, dacht' er bey sich, daß ich einem so ehrlichen und braven Nebenbruder aus der Noth half; und ob gleich Brav nicht gewohnt war, Dank für seine Wohlthaten zu fordern, so machte es ihm doch ein großes Vergnügen, daß der redliche Landmann sich dankbar bezeigte. Du weißt doch, lieber Leser, was Brav daraus geschlossen hat? — —

Die Fischchen wurden indessen aufgetragen; und sie schmeckten gar vortrefflich! Als sie aufgezehrt waren, ward noch frische Butter und ein schmackhafter Käse aufgetragen; auch leerte man drey Krüge leichtes Dorfbier.

Brav erzählte dem dankbaren, gefälligen Wirthe von seinem Unglück und von der Absicht seiner Reise. Alle nahmen aufrichtigen Theil an seinem Schicksale.

Siegfried, Christian und Henriette fragten den freundlichen Wirth, ob er wohl Pferde, Kühe, Schweine, Schaafe und Geflügel hätte?

O ja, antwortete er; das macht ja auf dem Lande unsern Reichthum aus. Wollen Sie wohl mitkommen, so will ich Sie in den Ställen herum führen; da sollen Sie alles sehen, was ich habe.

Das machte den Kindern große Freude. Sie krochen in jedem Winkelchen des Hauses herum. Nichts gefiel ihnen aber so sehr, als eine kleine Heerde Lämmer, die mit ihren Müttern im Garten weideten. Ach! die niedlichen Thierchen! riefen alle aus, streichelten sanft die geduldigen Lämmer und sagten: So was sollten wir auch in Rosenthal haben!

Der gefällige Wirth lächelte und sprach: Warten Sie nur; auch das werden Sie einmahl haben.

Die Kinder gingen nun wieder in die Stube; der Wirth aber blieb noch im Hofe, und machte an einem Wagen etwas zu rechte.

Als man beynahe zwey Stunden ausgeruht hatte: beschloß man die Reise fortzusetzen. Hätte man bloß seinen Empfindungen und den Einladungen des dankbaren Wirthes gefolgt: so wäre man noch länger, vielleicht bis auf den andern Morgen, hier geblieben. Aber man zog die Vernunft zu Rathe, und diese sagte: es ist besser, ihr wandert noch heute nach Rosenthal. Man hatte noch drey Stunden bis dahin.

Die Reisegesellschaft dankte dem Landmanne und seiner Frau recht herzlich für die freundschaftliche Bewirthung und wollte eben aus der Stube treten. Da rässelte etwas, und siehe! ein kleiner, gemächlicher Wagen hielt vor der Thüre still.

„Was soll das heißen?" fragte Herr Brav.

Nichts mehr, antwortete der lächelnde Wirth, als daß Sie sich aufsetzen, und ich Sie nach Rosenthal fahre.

Es half keine Widerrede; Brav mußte mit seiner Frau und den Kindern den Wagen besteigen, und die gutgemästeten Rappen zogen das leichte Fuhrwerk schnell mit sich fort. In anderthalb Stunden war man an Ort und Stelle.

Noch ehe man dem braven Fuhrmanne recht danken konnte, verlor er sich, und rasselte mit seinem leichten Wagen fort, über Berg und Thal.

Die Bravsche Familie auf dem Lande.

Da war man denn endlich auf dem Lande, wohin sich alle schon so lange recht sehr gesehnt hatten. Die Kinder jauchzten, und die Eltern hatten ihre Freude über die frohen Kleinen. Auch Osmunda freute sich, sprang um Christianen herum, und wedelte mit dem Schwanze.

„Gelt, Osmundchen, es ist dir lieb, daß du in Rosenthal bist?" sagte Siegfried, und der lustige Pudel antwortete mit einem: hau! hau!

O du liebes Hündchen! rief Jettchen, streichelte ihn, und reichte ihm ein Stückchen kalten Kalbsbraten. Der Pudel nahm die Gabe hübsch langsam und bescheiden hin, und da er in der Stadt nichts dergleichen bekam, so schmeckte ihm der gute Braten gar herrlich.

Morgen sollst du ein schönes Halsband bekommen, sagte Henriette, und Osmunda schmiegte sich

fest an sie, und schien sich darüber zu freuen, daß er morgen ein schönes Halsband bekommen sollte.

Der Abend rückte immer näher heran, und es fing an zu dämmern. „Vater!" sagte Siegfried, „wollen wir nicht noch heute ausgehen, und die Gegend um Rosenthal besehen."

Nein, mein Sohn! antwortete der Vater; wir wollen dieses auf morgen verschieben. Heute sind wir etwas müde; auch wird es bald finster werden, und wir haben hier noch vieles in Ordnung zu bringen. Auch unser Haus können wir heute nicht mehr durchsehen. Morgen werden wir viel aufgelegter dazu seyn.

Als sie so sprachen, hörte man anklopfen. „Herein!" hieß es, und vier Männer traten ehrerbietig in die Stube. Herr Brav ging ihnen freundlich entgegen, und drückte jedem männlich die Hand.

Seyn Sie uns recht sehr willkommen, lieber Herr Brav, sprach der älteste von ihnen, dem die weißen Locken auf dem Nacken herab wallten; wir haben viel Gutes von Ihnen gehört, und die ganze Gemeinde freut sich, daß Sie unter uns leben wollen.

Das macht mir viel Vergnügen, antwortete Herr Brav; ich lebe gern unter braven Menschen, und den Rosenthälern giebt man ja überall das Lob, daß sie brav sind.

Sie werden rechtschaffene Nachbarn haben, fuhr der Greis fort: diese zwey Männer hier — —

Diese werden also meine Nachbaren seyn? versetzte Brav. Das freut mich. Ich hoffe, daß wir uns gut vertragen werden.

Das glauben wir auch, sagte der eine, und man schüttelte sich treuherzig die Hände.

Einer von den Nachbaren lud Herrn Brav mit seiner Frau und den Kindern zu einem kleinen Nachtmahle ein, und die Einladung ward angenommen.

Bevor man sich aber zu dem Nachbar verfügte, brachte man noch manches in Ordnung. Jedes erhielt ein Plätzchen, wo seine Sachen stehen und liegen konnten; Tische, Stühle, Kasten, Kommoden und andere Mobilien wurden, so sehr es sich thun ließ, geordnet, und besonders die Betten zu rechte gemacht. Nachdem dieses geschehen war, ging man zum Nachbar, wo sich der Schulze des Dorfs, jener Greis, von welchem eben die Rede gewesen ist, mit einigen guten Freunden versammelt hatte.

Es wurden zwar keine kostbaren Gerichte aufgetragen; aber es war doch alles zur Genüge, und reinlich. Die Gespräche, die geführt wurden, würzten das Mahl, und das herzliche Wohlwollen, womit man sich einander behandelte, stimmte die Tischgesellschaft zu großer Heiterkeit, die nach und nach in Fröhlichkeit überging. Brav mit den Seinigen konnte sich nicht lange aufhalten. Er verließ noch vor 10 Uhr den Nachbar, und begab sich mit seiner Familie zur Ruhe.

Es hat mir recht wohl gefallen bey dem Nachbar, sagte Henriette, als man nach Hause gekommen war. Die Leute sind so vergnügt, und thun gegen einander so herzlich und aufrichtig, daß man ihnen recht gut werden muß. In der Stadt wurden wir ja auch recht oft zu Gaste gebeten; es ging alles sehr vornehm zu; mußten wir doch manchesmahl über die Menge und Mannichfaltigkeit der Gerichte staunen, die aufgetragen wurden; hinter uns standen Bedienten, die alles thaten, was sie uns an den Augen ansahen; aber es gefiel uns allen doch nicht recht, und wir waren immer froh, wenn wir nur nach Hause kommen konnten. Niemahls war ich bey einem Gastmahle in der Stadt so aufgeweckt und froh, als heute an Nachbars Tafel.

Ich auch nicht, sagte Siegfried. Die Menschen scheinen hier ganz anders zu seyn. Du lieber Himmel! wie still war es nicht oft bey einem Tractamente in der Stadt. Zuweilen saßen 30 Gäste an der Tafel, und doch wars im Speisesaale mäuschenstill; man hätte eine Fliege sich räuspern hören können. Und wenn auch gesprochen wurde, so war alles so gezwungen, und es schien, als müsse man jedes Wort vorher auf einer Goldwaage wiegen; manche lispelten so leise, daß man sie gar nicht verstehen konnte. Da sind unsre Nachbaren ganz andre Leute; sie sprechen, wie es ihnen ums Herze ist; und lachen dabey von ganzer Seele, und da muß man freylich auch mit lachen, und das thut einem so wohl,

und befördert, wie uns neulich ein berühmter Arzt versicherte, gar sehr die Verdauung.

Herr Brav war ein vernünftiger Mann, und weil er vernünftig war, ließ er seine Kinder nie in Federbetten schlafen. Er lobte sich Kinder mit rothen Backen und kraftvollen Muskeln; Federbetten aber pflegen gewöhnlich die erstern zu entfärben, und die letztern zu schwächen. Daher mußten Henriette und Siegfried von ihrer ersten Kindheit an auf Matratzen liegen; bloß die Decke war leicht mit Federn gefüllt. Allein auf dem Lande mußte auch diese mit einer andern ohne Federn vertauscht werden. Die Kinder befanden sich recht wohl dabey.

Die erste Nacht in dem neuen Quartiere war allen eine angenehme Nacht. Alles lag in einem süßen Schlummer, als die Königin des Himmels ihr goldnes Haupt am östlichen Himmel empor hob, und auf die Erde ihre lieblichen Blicke warf.

Der Hirte des Dorfs hatte lange sein Lager verlassen, und wollte nun sein Tagesgeschäft beginnen, und die ansehnliche Heerde des Ortes auf die Weide führen. Mit dem Waldhorne unter dem Arme begab er sich an das Bravsche Gutshaus, und fing an zu blasen; denn dieses pflegte er von jeher zuerst auf diesem Platze zu thun.

Die Schlafenden wachten darüber auf, und wußten nicht gleich, was dies bedeuten sollte. Siegfried sprang ans Fenster: Herrlich! rief er; der Hirte macht uns diese liebliche Musik! In fünf Minuten

war man angekleidet, und hörte mit Wohlgefallen dem blasenden Hirten zu.

Die Städter müssen jedes Vergnügen gar theuer bezahlen, sagte Frau Brav; auf dem Lande kommt man wohlfeiler dazu; und es ist obendrein noch viel reiner und für den Geist wohlthuender. Manche verlassen ein theures Concert, ohne so sehr erheitert und gerührt worden zu seyn, als wir jetzt durch die einfache, aber doch anmuthige Musik des stillen Hirten.

„Ja wohl! liebes Weib," versetzte Herr Brav; „das Landleben gewährt in jedem Betracht reinere, dauerhaftere, und zugleich auch wohlfeilere Freuden. Wir wollen sie in ihrem ganzen Umfange genießen, und unser Herz dadurch zur frohern Erfüllung der Pflicht ermuntern."

Nicht nur das Ohr, auch das Auge erhielt kräftige Nahrung. Die Aussicht aus dem Wohnzimmer war überaus schön; die anmuthigsten Abwechselungen in der Natur boten sich dem Auge dar, und man labte sich an dem Anblicke derselben. Die Kinder sahen entzückt durchs Fenster, und konnten des Bewunderns und Rühmens kein Ende machen. Das ist ein herrlicher Prospekt! riefen sie zu wiederhohltenmahlen.

Frau Brav, die überhaupt eine große Verehrerin der Natur war, stimmte in das laute Lob der Kinder mit ein, und sagte zu ihrem Gemahl: „es ist wahr, du hättest für unsre Augen und für unsern Geschmack nicht besser sorgen können! Das ist eine

köstliche Aussicht! Wirklich eine schöne Gegend ist mehr werth, als der prächtigste Pallast in einer vermauerten Stadt. Wenn man sich irgendwo anbaut, oder niederläßt: so sollte man immer darauf sehen, daß man eine schöne Aussicht auf eine schöne Natur erhielte."

Wohl wahr! antwortete Herr Brav! Ein berühmter Schriftsteller sagt mit Recht: „Man giebt für eine Tapete, für schöne Mobilien leicht einige hundert Thaler; warum nicht auch für eine schöne Gegend?" Aber sollen wir denn den schönen Morgen ganz ohne Gesang verschwinden lassen? Ich dächte Siegfried du gingst ans Klavier und spieltest uns das Lieblingslied. Das that Siegfried, und man sang:

Wie lieblich winkt sie mir
Die sanfte Morgenröthe!
Der Schatten weicht vor ihr zurück,
Wie schön ist die Natur!
O Herr! vor dem ich bete,
Sie überströmet mich mit Glück!
u. s. w.

Sollen wir denn jetzt gleich das Frühstück verzehren, oder machen wir zuerst einen Spaziergang? fragte der Vater. Alle antworteten: laß uns zuerst einen Spaziergang machen. Dies geschah.

Aber bevor man das Gutshaus verließ, ereignete sich etwas, was hier bemerkt zu werden verdient. Siegfried und Christian sprangen in die Kammer, und

holten ihre — Hüte; Henriette aber eröffnete ihr Schränkchen, und zog — ein paar Handschuhe heraus.

Herr Brav sah die kleinen Personen an und fragte sie: ob sie sich denn auch schon gewaschen hätten?

Da standen sie stumm, und schienen sich zu wundern, daß sie so etwas vergessen konnten.

Lieben Kinder, sprach der Vater, das muß in Zukunft euer erstes Geschäfte seyn, wenn ihr das Bett verlassen und euch angekleidet habt, daß ihr nämlich euern Mund recht ausspült, eure Hände und das Gesicht und den ganzen Kopf, besonders hinter den Ohren, waschet, und es euch zur Regel macht, gar nichts eher vorzunehmen, bis ihr nicht dieses gethan habt. Man ist noch einmahl so munter, wenn man gewaschen ist, und man sichert sich sehr gegen Zahnschmerzen, wenn man oft seinen Mund ausspült.

„Wo sollen wir uns denn aber waschen?" fragte Siegfried; „ich sehe nirgends ein Waschbecken."

Das will ich euch gleich zeigen, antwortete der Vater, kommt nur mit mir. Sie gingen hinaus, und Herr Brav führte sie zu einem Springbrunnen, der im Hofe stand. Hier wollen wir uns durchs ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter, waschen, sagte er; bloß Jettchen soll in den kalten Jahrszeiten eine Ausnahme machen; Mädchen können nicht so viel vertragen, als Knaben; aber es versteht sich, daß sie sich immer mit kaltem Wasser wäscht.

Henriete lächelte und sprach: wenn es Vater gern sähe, so würde ichs wohl mit den Knaben aufnehmen.

Nur nicht zu viel gewagt, Schwesterchen! erwiederte Siegfried! Mädchen müssen hübsch bescheiden seyn; die Heldenrolle steht ihnen nicht zum besten an.

Jettchen gab ihm aus schwesterlicher Liebe einen sanften Backenstreich, und sprang davon.

Jetzt war man mit dem Waschen und dem Abtrocknen der Gesichter fertig. Die Knaben wollten nach dem Hut, und Henriette nach den Handschuhen greifen. Haltet ein! rief der Vater; die Hüte bleiben in der Kammer, und die Handschuhe in dem Schranke.

Die Kinder machten große Augen, und wußten nicht, was sie dazu denken sollten.

Ihr scheint euch zu verwundern, fuhr der Vater fort. Ich will euch das Räthsel lösen. Ich habe in einem Buche gelesen, daß vor Alters eine große Schlacht zwischen zwey Armeen geliefert wurde. Von beyden Seiten fielen mehrere tausend Soldaten. Ihre Leichname blieben liegen, und verfaulten nach und nach. Nach einiger Zeit kam man auf das Schlachtfeld, und machte die auffallende Bemerkung, daß manche Hirnschädel noch fest und schwer zu zerschlagen; andere aber so mürbe wären, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben konnte. Die

Aerzte untersuchten die Sache, und wißt ihr wohl, was die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung war? — Die Soldaten der einen Armee waren gar verzärtelte Leute, die sich nicht gern der frischen, nervenstärkenden Luft aussetzten, und ihre Köpfe beständig mit warmen Mützen bedeckten; daher waren ihre Hirnschädel von so schlechter Komposition. Die Soldaten der andern Armee aber, waren euch andere Menschen! wahre Männer, die dem rauhen Schneegestöber und dem heulenden Regensturm eine offne Brust entgegen stellten, und ihre Köpfe nie bedeckten; daher ihre starken Hirnschädel von fester, dauerhafter Komposition. Seht, lieben Kinder! die Ursache, warum ich wünsche, daß ihr in Zukunft euern Körper so wenig als möglich gegen die stärkende frische Luft verhüllt. In der Stadt kann man dieses nicht füglich thun. Es würde dort z. B. sehr übel ausgelegt werden, und auch wirklich unschicklich seyn, wenn man ohne Hut einherginge, indeß andere ihr Haupt bedecken; das Gelindeste, was uns dann widerführe, wäre wohl dieses, daß man uns Sonderlinge nennen würde. Aber auf dem Lande kann man schon mehr seiner eigenen Ueberzeugung gemäß handeln. Es fällt hier nicht so sehr auf, und wenn man auch hie und da getadelt wird: so verwandelt sich doch bald gewöhnlich der Tadel in Lob und Nachahmung, wenn die Leute durch Erfahrung überzeugt werden, daß das, was wir thun, doch nicht so albern sey, als sie Anfangs glaubten. Die berühmtesten Aerzte

glauben jetzt fast allgemein, daß es gut sey, wenn man seinen Körper nur leicht kleidet, und Brust, Hals und Kopf gar nicht bedeckt. Aus diesem Grunde könnt ihr eure Hüte ruhig hängen lassen. Wenn wir einmahl die Stadt oder einen andern Ort besuchen, dann wollen wir sie wieder hervornehmen. Und du, Henriettchen, stecke nur immer deine Handschuhe ins Schränkchen; wozu die Hand damit bedecken? —

Die Kinder thaten, was der Vater wünschte.

Aber was werden meine jungen Leser dazu denken? Vielleicht hüllt noch mancher von ihnen sein Köpfchen in ein hübsch warmes Mützchen? oder seine zarten Butterhändchen in wohl gefütterte Handschuhe; vielleicht erwärmt auch noch mancher seine schwache Brust mit einem Brustpelze? Und sollte wohl keiner eine Scheu gegen kaltes Brunnenwasser haben, und sich nur gern im warmen oder laulichen Wasser waschen? Ey! mit der Verzärtelung! wasche sich doch jeder Knabe, der Herz hat, beym Brunnen oder in einem Bache; werfe doch jeder Brustpelz und Handschuhe weg, und der eine Pelzmütze hat, setze sie nicht mehr auf; sondern lasse sie lieber von den Mäusen zernagen. Die Pelzmützen sind nur für die Apotheker von Nutzen. Ihr versteht mich doch? Mancher Ausschlag, mancher Husten, manche Unpäßlichkeit, manche Krankheit würde nicht seyn, wenn die garstigen Pelzmützen nicht wären. Wenn ihr ganz mit unbedecktem Kopf gehen könnt, so thut es doch.

„Wie, mit unbedecktem Kopf?" wird vielleicht einer und der andere ausrufen, „du giebst uns einen schönen Rath." Keine gesittetete Nation geht ohne Hut. Und kannst du uns denn ein einziges Beyspiel von einer größern Gesellschaft anführen, wo man von Hüten nichts wüßte, und sich dabey viel gesünder als andere Menschen befände? — —

Triumphirt nur nicht, lieben Freunde! um euch zu überführen, daß das angerathene Gesundheitsmittelchen probat sey, könnte ich euch mein eigenes Beyspiel anführen, wenn es nicht Unbescheidenheit wäre, von sich selbst zu sprechen. Aber ich kann euch allerdings auch eine ansehnliche Gesellschaft nennen, die wenig oder nichts von Hüten weiß, und sich dabey ungemein wohl befindet. Ihr habt doch schon manche von den Salzmannischen Schriften gelesen, oder von dem Salzmannischen Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal gehört? Die Anzahl der Schnepfenthäler Zöglinge beläuft sich gegenwärtig auf funfzig; und die der männlichen Lehrer auf siebzehn, also Summa Summarum auf —? Personen männlichen Geschlechts. Diese Personen, zwey oder drey ausgenommen, die zuweilen ihren Kopf bedecken, wenn sie ausgehen, tragen Jahr aus Jahr ein keinen Hut, es sey denn, daß eine Reise gemacht wird. Unter den Zöglingen befinden sich acht kleine Männerchen, die zusammen genommen, wohl nicht viel über vierzig Jahre alt seyn werden.

„Diese wird man doch nicht ohne Mützchen gehen lassen?"

Man läßt sie wirklich so gehen; ihr Kopf ist immer unbedeckt, ihre Brust offen, und ihr Körper leicht bekleidet. Die Folge davon ist, daß jedes Männchen — wie ein Fisch gesund ist. Zöglinge und Lehrer waschen sich am Springbrunnen, der vor den Institutsgebäuden steht, wissen von keinen Pelzen, Pelzmützen, Brustpelzen, gewärmten Backsteinen u. s. w. Der Pflegevater, Salzmann, thut das Nämliche, und badet sich noch obendrein wöchentlich einmahl in — kaltem Wasser auf der Stube.

„Da werden wohl schon viele gekränkelt haben, und vielleicht schon mancher zu Grabe getragen worden seyn?"

Ihr irrt euch: der Apotheker hat von Schnepfenthal noch äußerst wenig, und der Todtengräber noch gar keinen Verdienst gezogen, obgleich die Anstalt schon vierzehn Jahre steht.

Aber wir vergessen ja ganz die Bravsche Familie. Wir wollen sie nicht mehr im Gutshause, sondern auf einem Hügel suchen. Sie bestieg diesen, um die ganze Gegend um Rosenthal übersehen zu können.

Das war ein herrlicher Anblick! Stellt euch einen Strich Landes vor, auf dem Hügel, Thäler und Flächen, verschiedene Farben, Licht und Schat-

ten harmonisch abwechseln. Hier prangen grüne, beblümte Wiesen, dort fruchtbare Kornfelder, auf denen das Getreide vom Winde bewegt und gleichsam gejagt wird; hier und da liegt ein schattiges Laubwäldchen; fließen kleine Bäche, die mit Saalweiden und Erlen, auf denen niedliche Zeischen hängen, umsäumt sind; überall blickt menschliche Geschäftigkeit, menschliche Geschicklichkeit und Verstand hervor; Lerchen flattern hoch in der Luft, und trillern ihr Lied; gefiederte Sänger machen die Wälder lebendig, und zu einem Concertsaale; und, rund umgeben mit schönen Wiesen, kleinen Hügeln und Gesträuchen, ragt das stille Dörfchen Rosenthal zwischen fruchtbaren Birn= Aepfel= Kirsch= und Pflaumenbäumen hervor; von weitem sieht man nur etwas die Gipfel der Häuser, und ein Drittel vom spitzigen Thurme des Dorfes hervorgucken; südwärts erblickt man Grünthal, und in großer Entfernung drey verfallene Schlösser, die jetzt nur von — Eulen bewohnt werden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Anblick auf die Bravsche Familie einen tiefen Eindruck machen mußte. Herr Brav vergaß alle Sorgen; denn wer könnte diese wohl mitten im Schooße einer schönen Natur haben? Das Bild einer schönen Gegend erfüllt so ganz die Seele des Naturfreundes, daß auch die kleinste Sorge keinen Platz mehr darin findet. Daher kann der geängstete, gestörte, sorgenvolle Redliche

nirgends so viel Trost, Ruhe, Heiterkeit und Hoffnung finden, als im Tempel der Natur; denn dieser ist zugleich der erhabenste Tempel der Gottheit!

Gestärkt, und zum Vertrauen auf die menschliche Kraft ermuntert, verließ die Bravsche Familie den Hügel, und nahm ihren Rückweg ins Gutshaus. Auf einem steinigeu Acker fand man einen thätigen Landmann, der sehr beschäftigt war, die Steine zusammen zu lesen, und sie vom Acker zu schaffen. Herr Brav ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, und erfuhr, daß dieser Acker vorhin ein unbebauter steiniger Platz gewesen sey; daß er ihn um einen geringen Preis gekauft, und nun schon so weit gebracht habe, daß er ihn im diesjährigen Herbste werde besäen können.

Wem gehört denn dieses schöne Korn hier? fragte Herr Brav.

Es gehört mir, antwortete der Landmann. Diese zwey Aecker, auf denen das Getreide, besonders das Korn, gut geräth, waren vor einigen Jahren auch unbebaute Plätze; aber da ich sie mit allem Fleiße von den Steinen reinigte, die Kieselerde mit Tonerde vermischte, gut bearbeitete und düngte, so hab' ich nun alle Jahre die Freude, das schönste Getreide darauf zu sehen.

Schön! dachte Herr Brav bey sich. Abermahls ein Beyspiel, daß der Mensch, wenn er nur den guten Willen hat, und seinen Verstand und seine Kräfte anwendet, viel thun, und ein wüstes Land

in fruchtbare Fluren verwandeln kann! Wer nur seine Kräfte, und die Kräfte der Natur kennt, der kann nie verzweifeln.

Man sagte dem fleißigen Landmanne ein herzliches Adjeu! und ging immer dem Gutshause zu. Herr Brav zeigte seiner Familie die Aecker und Wiesen, die zur neuen Wohnung gehörten, und man freute sich über das schöne Getreide, welches auf den erstern, und über das fette Gras, welches auf den letztern stand. Aber, lieber Vater! sagte Siegfried, wozu wird uns das Gras dienen?

Vater. Weißt du denn nicht, wozu man das Gras braucht?

Siegfried. O ja, man giebt es den Kühen, Ochsen, Pferden, Schaafen, Ziegen und Widdern zu fressen. Aber wir haben keine Kühe, keine Ochsen, keine Pferde, keine Schaafe u. s. w.

Vater. Dazu kann Rath geschafft werden. Was wir jetzt nicht haben, können wir uns ja einmahl anschaffen.

Henriette. O das wäre allerliebst, Vater! wenn du solche Thierchen kauftest.

Siegfried. O das mußt du ja thun, lieber Vater. Das gäbe eine Lust. Nicht wahr, Mutter? Das fehlt uns noch. Christian, gelt du wünschest auch, daß wir Kühe, Schäfchen, und dergleichen Thiere mehr ins Haus bekämen?

Christian. Ich hab' sie recht gern, diese Thiere.

Vater. (lächelnd) Nur Geduld, lieben Kinder! was noch nicht da ist, kann kommen. Laßt mich nur sorgen.

Jetzt waren sie im Gutshause angekommen. Hast du nichts gehört? sagte Christian zu Siegfried; mich däucht, es blöckte was. Man spitzte die Ohren, und hörte ganz deutlich: mäh! mäh! schreyen.

Osmunda sprang davon, und lief mit einem hau! hau! einem Stalle zu. Die Gesellschaft folgte ihm, man öffnete die Stallthüre, und — o welch' eine Freude! — die Kinder, die voraus gesprungen waren, erblickten drey niedliche Lämmer. Ach! Vater! Mutter! kommt hurtig! hurtig! niedliche Thierchen! so riefen sie durcheinander.

Die Eltern staunten nicht wenig über diese Erscheinung. Marthchen (Bravs Dienstmagd) ward herbeygerufen, und befragt, wie die Lämmer hieher gekommen wären?

Ich hab' es Ihnen bis jetzt noch nicht sagen können, antwortete sie. Der Fuhrmann, der Sie gestern hieher brachte, hat die Lämmer in den Stall gethan, und mich gebeten, Ihnen erst heute davon zu sagen. Er setzte zwar hinzu, ich sollte es verheimlichen, daß er die Thiere hinein gethan habe; aber ich sehe nicht ein, warum ichs Ihnen nicht sagen soll.

O du redlicher, trefflicher Mann! rief Herr Brav gerührt aus, und seine Frau und die Kinder

waren nicht minder bewegt. Ach die niedlichen Thierchen! sprachen die Kinder, streichelten die muntern Lämmer, und trugen sie hüpfend in die Stube. Das war eine Freude! Aber wem sollten nun eigentlich die Lämmer gehören? Die Kinder wünschten sie, und der Vater gewährte ihren Wunsch. Sie sollen euer seyn, sagte er, und Jettchen, Siegfried und Christian klatschten in die Hände, und riefen frohlockend: Sie sind unser! sie sind unser! Der Vater vertheilte sie. Henriette erhielt das ganz weiße, Siegfried das schwarzgefleckte, und Christian das schwarze mit einem weißen Streifen um den Hals. Jedes bekam einen Namen. Das eine wurde Mätzchen, das andere Hänschen, und das dritte Pippchen genannt. Henriette verfertigte für jedes ein Halsband; Mätzchen erhielt ein blaues, Hänschen ein grünes, und Pippcheu ein rothes. Weiterhin kaufte man drey kleine Glöckchen, und befestigte sie an die Halsbänder.

Nun habt ihr schon eine kleine Wirthschaft, sprach der Vater zu den Kindern. Aber glaubt ihr denn, daß eure Lämmer ohne Futter leben können?

Ey! das nicht! sagte Jettchen, sie müssen Gras und Heu zu fressen bekommen.

Aber woher werdet ihr das Heu oder das Gras hernehmen? fragte der Vater.

Die Kinder sahen sich einander an, und schwiegen.

Nu ich will euch aus der Verlegenheit helfen, sagte Herr Brav. Jedes von euch soll ein Stück=

chen Wiese erhalten. Dieses Stückchen Wiese bleibt euch ganz überlassen. Den Dünger, den ihr von den Lämmern bekommt, könnt ihr auf eure Ländereyen führen, und dadurch das Erdreich immer mehr und mehr verbessern. Das Gras mähet ihr selbst ab, rechet es zusammen, führt es ein, und bewahrt es auf den Winter. Häns chen, Mätzchen und Pippchen dürfen dann nicht hungern.

Die Kinder wußten vor Freude nicht, was sie anfangen sollten; sie herzten und küßten Vater und Mutter, streichelten die Lämmer, sprangen in der Stube herum, und als das Frühstück, welches in Butterbrod bestand, aufgetragen wurde, hatten sie nicht den mindesten Appetit.

Herr Brav machte noch an dem nämlichen Tag eine Stundenordnung. Acht Stunden wurden zum Schlaf, fünf zur Bildung des Geistes, sechs zu körperlichen Arbeiten, und fünf zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und zur Erholung bestimmt. Auf diese Ordnung hielt Herr Brav sehr strenge; sie dauerte den ganzen Sommer und Herbst hindurch, und nur im Winter litt sie eine Veränderung. Auf die Bildung des Geistes wurden jetzt mehr Stunden verwendet.

Herr Brav vergrößerte immer seine Wirthschaft. Er kaufte sich Pferde, Ochsen, Kühe, Ziegen und Schaafe. Da er ein nachdenkender Mann war, so gelang es ihm, seine Länderey en so zu verbessern, daß sie ihm dreymahl mehr Nutzen brachten, als dem vorigen Besitzer.

Um die Einwohner des Dörfchens Rosenthal und der umliegenden Flecken, erwarb Herr Brav sich viele Verdienste. Anfangs spotteten ihn manche aus, weil er auf eine neue Art seine Aecker, Wiesen und Gärten bestellte; aber da man sah, daß ihm alles glückte, und daß auf seinen Aeckern das schönste Getreide, auf seinen Wiesen das beste Gras, und in seinem Garten das schmackhafteste Obst wuchs; so änderte man seinen Sinn und dachte bey sich: der Mann ist doch gescheidt.

Diejenigen, die ihn vorher auslachten, kamen nun zu Herrn Brav und fragten ihn: wie er es denn anfange, daß ihm alles so gut von statten gehe?

Da lächelte er und sprach: das will ich euch sagen, lieben Leute! Wenn ich etwas anfangen will, so erkundige ich mich zuerst, wie es wohl meine Voreltern gemacht haben; denn gegen sie habe ich einen großen Respekt. Aber dabey bleib ich denn freylich nicht stehen. Deine Voreltern waren Menschen, denk' ich, und als Menschen konnten sie sich irren. Dann leben jetzt auch so viele verständige Leute, die tragen ja auch einen Kopf, und deswegen muß man Respekt gegen sie haben. Ich frage daher hübsch nach, wiewohl diese jetzt lebenden Menschen dieses und jenes anfangen und behandeln; vorzüglich halte ich mich an die, welche von dem Alten abgehen und etwas Neues vorschlagen. Nun vergleiche ich das Alte mit dem Neuen, und das Neue mit dem Alten. Zwey Probiersteine, die

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ich besitze, sagen mir, welches von beyden ich wählen soll. Der erste Probierstein ist mein Verstand, mit dem ich über die Sache nachdenke, und reicht dieser nicht hin, so nehme ich meine Zuflucht zum zweyten Probiersteine, zur Erfahrung. Ich mache Versuche, und wenn mir der erste fehlschlägt, so schreite ich zum zweyten, und dann zum dritten. Gelingen mehrere nicht, so greife ich das Ding von einer andern Seite an. Auf diese Art ist mir schon vieles gelungen. Herr Brav belehrte dann seine Mitmenschen über mancherley Gegenstände, und alle, die seine Rathschläge befolgten, befanden sich wohl dabey.

Herr Brav wurde bald in der ganzen Gegend für einen reichen Mann gehalten. So reich war er eben nicht, als man ihn ausgab; aber er besaß doch in zehn Jahren fünf tausend baare Thaler, die er sich durch Nachdenken und Fleiß auf einem rechtmässigen Wege erworben hatte. Als er nach Rosenthal kam, hatte er nicht mehr als zehn Karolinen in der Kasse.

Seine größte Freude fand Herr Brav unter seinen Kindern. Auf ihre Bildung verwendete er viele Zeit. Auch verband er sich mit einem geschickten jungen Manne, der ihnen Unterricht gab, und das Erziehungsgeschäft mit dem Vater theilte.

Man ging oft nach Grünthal, und besuchte daselbst alte Freunde. Auch erhielt man zuweilen aus der Stadt einen angenehmen Besuch.

Henriette stand ihrer Mutter in häuslichen Geschäften treulich bey, und die Knaben tummelten sich wacker auf dem Felde herum. Henriette übernahm die Versorgung einer zahlreichen Familie; sie besorgte nämlich das Hühner- Enten- und Gänsewesen. Jedes Huhn, jede Ente und jede Gans erhielt von ihr einen eigenen Namen, und wenn sie sich nur zeigte, so ward sie gleich von einem Regimente Federvieh umringt.

Die Knaben hatten sich ein paar große starke Böcke gekauft, und einen Taubenschlag angelegt; dies gab ihrem regen Geiste auch in den Erhohlungsstunden eine angenehme Beschäftigung. Christian war ein Tausendkünstler, er sah weniges, was er nicht bald nachmachen konnte; und Siegfried gab ihm hierin nicht viel nach. Sie brachten gar manches artige Werkchen zu Stande, bauten Festungen, machten kleine Klaviere, Oefen, Schlitten, Wagen, u. d. m. aus Pappe und Holz, stachen in Stein, und poußirten in Wachs. Unter andern hatten sie auch jeder einen kleinen Sattel, einen Zaum, eine Halfter, und überhaupt ein ganzes Pferdegeschirr verfertigt. Wozu sie es gebrauchten, wird jeder leicht errathen.

Herr Brav veranstaltete einigemahl im Jahre kleine Familienfeste, denen immer viele gute Freunde aus der Stadt und aus der umliegenden Gegend beywohnten, und so verschwand ein Jahr nach dem andern beym Genusse reiner, unschuldiger Freuden.

Die Ländereyen der Kinder wurden immer vergrößert. Je fleißiger eines war, desto beträchtlicher war auch der Zuwachs an Lande, den es erhielt.

Hänschen, Mätzchen, Pippchen und Osmunda befanden sich unter der Fürsorge der kleinen Leutchen überaus wohl. Das Heu fuhren sie immer auf einem selbst verfertigten Wagen nach Hause. Diesen Wagen mußten nähmlich Herkules und Ulysses ziehen. Beyde waren dazu abgerichtet. Ob man gleich nicht auf ihnen ritt, so sattelte man sie doch beständig, und legte ihnen das Geschirre an, welches man selbst verfertigt hatte.

Doch bald hätte ich vergessen zu erinnern, daß Herkules und Ulysses die zwey Böcke waren, die sich die Knaben kauften, und welche ihnen viel Spaß machten. Sie waren so stark, daß die kleinen Besitzer auf ihnen reiten konnten. Dies thaten sie aber nur ein einzigesmahl, weil sie glaubten, daß Böcke nicht zum Reiten geschaffen wären. Drollig sah es aus, als Herr Brav auf dem Pferde, hinter ihm aber Siegfried auf dem Herkules, und Christian auf dem Ulysses ritt.

Christian wurde vom Herrn Brav an Kindesstatt angenommen, und lernte das Schreinerhandwerk. Siegfried befand sich einige Jahre auf einer guten Erziehungsanstalt, machte Reisen in verschiedene Länder, legte sich vorzüglich auf Oekonomie, und lebt nun auf dem Gute seines Vaters mit seiner guten Mutter zufrieden und glücklich. Jeder,

der ihn kennt, sagt: Siegfried ist seines Vaters würdig!

Henriette ist an den Prediger des Dörfchens Rosenthal verheyrathet, und besitzt die Eigenschaften ihrer Mutter. Ihr Herz ist ganz für stille, häusliche Freuden geschaffen, und diese blühen in ihrem Hause, wie goldne Orangen auf dem glücklichen Boden Italiens.

Herr Brav starb in seinem siebzigsten Jahre. Achtzigjährige Greise erzählen noch viel von ihm. In seinem Testamente vermachte er der Dorfschule tausend, und dem Armenhause in der Stadt, wo er einst Kammerrath war, zweytausend Thaler. In dem Hintergrunde des Obstgartens, westlich, stehen zwey Ulmen, darunter liegt er begraben. Ein einfacher Stein hebt sich über dem Hügel, worunter er liegt, empor, und bloß die wenigen Worte liest man, eingegraben auf diesem Steine: Eduard Brav schlummert hier.

Der Schlummernde ruht sanft; im Frühling und Sommer setzt sich auf die Ulmen eine Nachtigall, und singt in nächtlicher Stille ihr wehmüthiges Lied; dann und wann erscheinen auch die Kinder bey der Ruhestätte des Vaters, umwinden das Denkmahl mit Blumengränzen, ergreifen dann ihre Hände, weinen dem Entschlafenen eine Thräne des Danks, und fragen sich leise: Wenn sehen wir ihn wieder, den guten Vater? —

Des armen Adolphs Wanderung.

Liebe Mutter! liebe Mutter!
Rief Luischen athemlos,
Nur ein Stückchen Brod und Butter!
Ach! das Elend ist gar groß!

Hinter unsrer Zügelhütte
Liegt ein Knabe nah dem Tod'!
O erfülle meine Bitte
Gieb mir Butter, gieb mir Brod!

„Kind, hier hast du Brod und Butter,
„Nimm auch dieses Stückchen Geld."
Also sprach die gute Mutter,
Und Luischen sprang ins Feld.

Ach! ein armer kleiner Knabe
Lag hier wimmernd auf der Erd';
Seine Kleidung, seine Haabe
War wohl keinen Groschen werth.

Adolph — dieses war sein Name —
Kam aus einem fremden Land,
Wo er oft gebeugt vom Grame
Auf des Vaters Grabe stand.

Seine theuren Eltern starben
Schon in seinem achten Jahr',
Und er mußte hungern, darben,
Wohl ein volles halbes Jahr;

Munterkeit und Kräfte schwanden,
Wenig war's, was man ihm gab,
Oft war selbst nicht Brod vorhanden,
Und er wünschte sich ins Grab.

Doch an der Verzweiflung Rande
Fiel ihm der Gedanke bey,
Daß in einem fremden Lande
Seines Vaters Bruder sey.

„Dahin, dahin will ich wandern!"
Rief er muthvoll und erfreut;
„Dahin und zu keinem andern
„Will ich gehn, und das noch heut'!"

Hastig nimmt er seine Haabe
Wandelt über Berg und Flur,
Und verzehrt so manche Gabe
In dem Schooße der Natur.

Nirgends will der Frohe weilen,
Will nur bald den Onkel sehn,
So verschwanden zwanzig Meilen;
Doch, nun kann er kaum noch gehn.

Müd' und traurig schleicht der Arme
Durch ein ödes, finstres Thal,
Matt vor Angst und blaß vom Harme,
Leidet er die größte Quaal.

Keine Stadt und keine Hütte
Sieht sein Aug', das schüchtern blickt,
Unerhöret bleibt die Bitte,
Die er schwach gen Himmel schickt.

Ach! er irrt und irret lange
Tiefer in das Thal hinein,
Seinem Herzen wird es bange;
Denn er war ja ganz allein.

Vier und zwanzig bange Stunden
Dauerte des Armen Quaal,
Bis er einen Weg gefunden,
In dem schauerlichen Thal.

Endlich sieht er Häuser stehen,
Eilt der Zügelhütte zu,
Doch hier kann er nicht mehr gehen,
Und er sinkt in süße Ruh.

Abgezehrt in schlechtem Kleide,
Findet hier Luischen ihn,
Sie der Eltern größte Freude,
Und der Armen Trösterin.

Mitleidsvoll weckt sie den Knaben,
Brod und Butter in der Hand;
„Willst du dich ein wenig laben?"
Spricht sie, und der Knabe stand.

Auf von seinem harten Lager,
Dankt ihr für das Butterbrod!
„Ach! so schwach, seufzt sie, so hager,
„Ist wohl kaum der böse Tod!"

Herrlich schmeckt ihm Brod und Butter,
Und Luischen, die ihn hält,
Spricht: „Hier schickt dir meine Mutter
Auch ein kleines Stückchen Geld."

Herzensdank — dir gutes Mädchen!
Stammelte der Knabe leis',
Fänd' ich, fänd' ich nur das Städtchen,
Jenen Ort, wohin ich reis'.

„Armer Junge! geh' nicht weiter,"
Spricht die holde Retterin,
„Wag' es nicht und sey gescheiter,
„Komm' zu meiner Mutter hin."

Traurig blickt er in die Weite,
Nach genoßnem Morgenschmauß,
Schwankt dann an Luischens Seite
In ihr våterliches Haus.

Hier macht man ein Bett zurechte,
Und der Můde schlief sanft ein;
Konnt' er doch zwey ganzer Nåchte
Sich der Ruhe nicht erfreun.

Und Luischen kehret fröhlich
Zu dem kleinen Spinnerad,
Ach! wie fůhlt sie sich so selig,
Nach der liebevollen That.

Endlich wachet aus dem Schlummer
Froh der kleine Wandersmann,
Ohne Thrånen, ohne Kummer
Blicket er Luischen an.

Reine Wåsche, gute Kleider,
Sieht der Frohe neben sich,
Dankt fůr Hemden, dankt fůr Kleider,
Freudenvoll und inniglich.

Dann erzåhlt er die Geschichte
Seiner Reise, hårchenklein;
Heiterer wird sein Gesichte
Als er sprach: Ich will nach Hayn.

Wie? nach Hayn? versetzten alle;
„Ja, zu meinem Onkel Fritz!"
Und betroffen springen alle,
Alle auf von ihrem Sitz'.

Und Luischens Vater fragte:
Heißt dein Onkel Biedermann?
„Biedermann! getroffen!" sagte
Adolph drauf und sah ihn an.

O so komm' in meine Arme,
Rief des Mädchens Vater dann;
Komm', o Kleiner, und umarme
Deinen Onkel Biedermann!

An des Alten Brust gesunken
Lag der kleine Wanderer,
Ueberrascht und freudetrunken
Standen alle um ihn her.

Nie vergaß man jene Stunden,
Wo der junge Biedermann
Von Luischen ward gefunden,
Wo sich Neff' und Onkel sahn.

Der erste May.

Weißt du denn, daß morgen der erste May ist? fragte der kleine Franz seine Schwester Lottchen.

Nein, das weiß ich nicht, antwortete diese. Also morgen wäre schon der erste May?

Ja freylich! versetzte der lustige Franz, klatschte in die Hände, und hüpfte vor Freude herum. Auch Lottchen freute sich, eilte zu ihrer Mutter und rief ihr entgegen: Liebe Mutter! Morgen ist der erste May.

Der erste May war für Franz und Lottchen ein gar festlicher Tag. Aber nicht nur sie, sondern noch viele andre Kinder sahen demselben mit Ungeduld entgegen, und waren froh, wenn er erschien.

Lottchen und Franz hatten einen Hauslehrer, einen freundlichen, liebevollen Mann. Sie liebten ihn, wie ihren Vater, und er liebte sie wieder. Vieles lernten sie von ihm, und nahmen mit dankbarem Herzen jede Ermahnung an, die er ihnen ertheilte. Sie machten ihm durch ihre Aufführung

viele Freude, und wenig Verdruß; nirgends befand er sich daher lieber, als in ihrer Gesellschaft.

Herr Wertheim — so hieß der glückliche Lehrer — war ein großer Freund von Familienfesten; und seine Zöglinge befanden sich wohl dabey. Oft, wenn sie sichs nicht versahen, kündigte er ihnen ein unerwartetes Vergnügen an, und machte ihnen ein kleines, artiges Späßchen. Das gefiel denn den Kindern außerordentlich, und der Lehrer konnte sich darüber auch herzlich freuen. Man hatte sich genau die Mienen gemerkt, die er zu machen pflegte, wenn er seinen lieben Schülern eine Freude bereitete. Kam nun diese Miene zum Vorschein, lächelte der Kinderfreund heimlich und sah er die Kleinen mit einem vielsagenden, freundlichen Blick an, so schmunzelten sie dann gewöhnlich, und sagten sich ins Ohr: Herr Wertheim will gewiß wieder ein Späßchen machen. Dabey warfen sie einen verstohlnen Blick auf den lächelnden Lehrer, und gaben ihm durch schalkhafte Zeichen zu verstehen, daß sie wohl wüßten, was er im Sinne führe.

Herr Wertheim besuchte mit seinen Kindern täglich die schöne Natur; sie sprangen auf den Wiesen, erkletterten Berge, wandelten froh und zufrieden durch stille Thäler, lauschten in schattigen Wäldern dem harmonischen Gesange muntrer Vögel, und wenn sie auf dem Gipfel eines schönen Hügels standen, stimmten sie öfters ein frohes Lied an und sangen:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu seyn,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Aber einer der liebsten Tage im ganzen Jahre war ihnen der erste May. An diesem Tage machte Herr Wertheim allezeit ein Späßchen, und immer ein gar herrliches, oder, wie die Kinder es nannten, ein Hauptspäßchen. Man verließ gewöhnlich des Morgens das Haus, und kehrte in dasselbe erst spät Abends zurück. Der Tag wurde freundschaftlich und angenehm in einem Dörfchen, oder unter freyem Himmel verlebt. Daher die Freude, die Lottchen empfand, als Franz ihr die frohe Nachricht verkündigte, daß morgen der erste May sey.

Willst du es denn nicht auch unsern Freunden sagen, daß morgen ein festlicher Tag für uns ist? sprach sie zu ihrem Bruder.

O ja, antwortete Franz, ich will gleich zu ihnen hinspringen, wenn Mutter mir es erlaubt. Ha! wie werden sich die freuen! Karl, Wilhelm, Leopold, Christinchen und Hannchen; o wie werden die sich freuen! Sie kommen gewiß mit, wenn wir ausgehen.

Franz ging nun zur Mutter und bat sie, ihm zu erlauben, daß er seine Freunde auf einige Minuten besuchen und ihnen melden dürfte, was morgen für ein Tag sey. Die Mutter erfüllte seine Bitte.

Franz eilte zu den Freunden und verursachte durch die Nachricht, die er ihnen brachte, eine allgemeine Freude.

Als Wertheim in die Stube trat, sprangen ihm Lottchen und Franz frohlockend entgegen, schmiegten sich an ihn und fragten: ob er wohl wisse, was morgen für ein Tag wäre.

Der Lehrer lächelte.

Wir wissen es wohl, sagte der kleine Franz, und freuen uns gar sehr darüber.

Ja, ja, bester Herr Wertheim, versetzte Lottchen, wir wissen es wohl; es ist der erste May, und Sie machen uns gewiß wieder ein Späßchen.

Ihr wünscht es also? sagte der Lehrer.

O ja! o ja! antworteten die Kinder.

Ich bin auch eben aus dieser Ursache gekommen, versetzte Herr Wertheim, um es euch anzukündigen, daß euer Wunsch erfüllt werden soll. Ich habe bereits mit Herrn Goldbach und Dietrich gesprochen, und sie auf den morgenden Tag zur Theilnahme an unserm Vergnügen eingeladen. Sie werden kommen, und unsre Freuden vermehren helfen. Ihre Zöglinge, eure kleinen Freunde, bringen sie auch mit.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie entzückt Lottchen und Franz über diese erwünschte Nachricht waren. Abends kamen sie mit ihren Freunden, Karl, Wilhelm, Leopold, Christinchen und Hann-

chen zusammen, und berathschlagten sich, wie sie den morgenden Tag in Liebe und Freundschaft mit einander verleben wollten. Es soll ein herrlicher, freudenreicher, göttlicher Tag seyn! sagten alle, und verabredeten heimlich gar mancherley.

Mit Anbruch des ersten May's hatte sich alles, was an den beschlossenen Freuden des Tages Theil nehmen sollte, auf Herrn Werthheims Stube versammelt. Der östliche Himmel röthete sich, und schien bald in einem Feuermeere zu schwimmen. Die Gesellschaft verließ die Stube, und eilte vergnügt durchs große Stadtthor in den erhabnen Tempel der Natur. Ein frischer Thau flimmerte auf Wiesen, die mit einem neuen, sanften Grüne bekleidet waren; der heitre, durch kein Wölkchen getrübte Himmel lächelte freundlich; und die liebliche Morgenröthe durchschimmerte sanft dichte, zitternde Zweige. Die Herzen der Wandelnden hoben sich, ein geheimer wohlthuender Schauer durchdrang ihre Glieder, die Hand in Hand Gehenden schlossen sich fester an einander und lispelten leise: Ein schöner Morgen.

So waren sie unvermerkt auf einen anmuthigen Hügel gekommen. Himmel! welch' ein herrlicher Anblick! Vor ihnen lagen schöne Fluren ausgebreitet, durch die sich mehrere Bäche und ein großer Fluß hinschlängelten; hier und da lag ein dunkler Hayn, und viele Dörfer ragten unter fruchtbaren Obstbäumen hervor; an der einen Seite standen Weingebirge, auf denen die zerstreut liegenden Lust-

häuser sich allerliebst ausnahmen, und an der andern Seite prangte ein Theil der Stadt und ein altes merkwürdiges schönes Schloß, zu welchem eine schöne Doppelallee von italienischen Pappeln hinführte.

Majestätisch hob sich die Sonne empor, und ihre Strahlen spiegelten sich in silbernen Thautropfen; es schien, als wären die verjüngten Fluren mit blinkenden Diamanten besetzt; lieblich anzusehen war der schöne Wechsel des Schattens und Lichts, und die Pracht, welche die alles belebende Sonne über die Erde ausgegossen hatte.

Voll der stillsten, tiefsten Bewunderung stand die Gesellschaft auf dem Gipfel des Hügels, wohl zehn Minuten lang; alles schwieg, denn niemand getraute sich mit Worten auszudrücken, was er fühlte; nur einigemahl entstiegen der vollen Brust leise die Worte: o welch' ein göttlicher Morgen!

Sanft bewegt, wendete man sich von diesem schönen Schauspiele, und ging vom Hügel hinab, einem Thale zu, welches wohl das schönste in der Gegend war. Aufgefordert von den Schönheiten der Natur, stimmte die Gesellschaft das liebliche Lied an:

Süße, heilige Natur!
Laß mich gehn auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin:
Sink' ich dir an Busen hin;
Athme süße Himmelslust,
Hangend an der Mutterbrust.

Ach wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Man kam endlich in einer einsam stehenden Mühle an, die von einem Bache getrieben wurde, der von einem kleinen steilen Berge herabrauschte, und ein schönes Schauspiel verursachte. Grünende Wiesen, ein paar wohleingerichtete Gärten, Alleen und Lauben von der Natur gebildet, und einige Hügel umgaben die Mühle, welche eine grundehrliche, genügsame Familie bewohnte. Hier wurde Halt gemacht, und Wertheim erklärte der Gesellschaft, daß man den heutigen Tag auf diesem anmuthigen Platze in Liebe und Freundschaft verleben wolle.

Alle freuten sich darüber, und dem redlichen Müller wurde durch Leopold angekündigt, daß die ganze Gesellschaft sich für heute bey ihm zu Gaste bitte. Der gute Mann machte ein recht aufrichtig freundliches Gesicht dazu, verließ sogleich die Stube, und kam zu den Uebrigen, die sich vor der Mühle auf eine lange steinerne Bank unter zwey vielästigen Linden niedergesetzt hatten. Treuherzig bot er allen die Hand und sagte: so kommen Sie doch herein in meine Stube. Sie ist zwar klein,

und ich habe jetzt allerhand drinnen liegen. Holz, Keulen, Schnitzbank, Mehlbeutel und noch andre Sachen, die zu meinem Handwerke gehören. Aber das ist nun einmahl bey unser einem nicht anders. Doch will ich zusehn, daß ich einen Theil davon herausschaffe, und Ihnen Platz mache. Es freut mich, daß Sie mich besuchen, wirklich es freut mich. Wollen Sie etwa, daß ich einheitze — —

Goldbach. Bewahre, guter Mann! nicht einheitzen, auch nichts aus der Stube schaffen. Wir wollen uns in der Stube herumtummeln, die uns der liebe Gott gemacht hat; auf ihren Wiesen, in den Gärten, auf den Bergen — —

Müller. Nun, nun, wie es Ihnen beliebt.

Wertheim. Wenn Sie uns etwas zu Gefallen thun wollen, so öffnen Sie uns den ersten Garten; wir werden wohl auch etwas zum Frühstücke bekommen?

Müller. Eine gute Milch; weiter wird nichts vorräthig seyn.

Wertheim. Schon gut. Bringen Sie nur die. Wir wollen Sie auf der alten Tafel unter der Eiche genießen.

Der Garten wurde geöffnet, der Tisch besetzt, und das einfache Frühstück unter mancherley freundschaftlichen Gesprächen mit großem Appetite verzehrt.

Nachdem man ein halbes Stündchen ausgeruht, geplaudert, gescherzt und gelacht hatte, that Herr Dietrich den Vorschlag, den nächsten Hügel

zu besteigen, und in dem darauf liegenden Wäldchen einen Spaziergang zu machen.

Der Vorschlag ward mit Beyfall aufgenommen und sogleich ausgeführt. Die Mädchen griffen nach ihren niedlichen Strickkörbchen, und die Knaben — nach ihren luftigen Hüten. Und nun gings über den plätschernden Bach auf einen schmalen Steg, der sich in schlangenförmigen Krümmungen durch Hecken und Gebüsche den steilen Berg hinanschlängelte. Manches Füßchen rutschte aus, und die Mädchen brachen oft in ein Angstgeschrey aus. Darüber zerlachten sich denn die lustigen Knaben gewaltig. Ihr Mädchen, sprach man, wäret recht geschickt die Pyrenäen zu besteigen und auf die Gemsenjagd zu gehen.

Spottet uns nur nicht aus, sagte Hannchen; ihr Herren Helden gleitet ja selbst aus. Gebt lieber Acht, daß euch nicht noch etwas ärgeres begegne.

„Da bekämt ihr Stoff und Veranlassung zu Klageliedern," erwiederte Leopold; „nicht wahr? Fürchtet nicht, wir wollen euch dieses Klagegesanges überheben, und wenn ihr, wie ich hoffe, ein Burzelbäumchen macht, so wollen wir nicht ängstlich schreyen, sondern euch nachspringen, euch halten und wieder auf die zarten Beinchen helfen. Das ist Männerart. Ihr Mädchen habt Worte, wir aber, merkt auf! wir haben — Thaten."

Kaum hatte der Spötter dies ausgeredet, als er auf einen lockern Stein trat, auf die Kniee fiel, und — o weh! — von dem halberstiegenen Berge eine unsanfte Spazierfahrt bis an das Ufer des Baches machte.

Die angstvollen Mädchen zitterten und machten eine klägliche Figur, denn sie befürchteten, der hinabgepurzelte Held werde Schaden genommen, sich zerstoßen, oder gar einen Arm oder ein Bein gebrochen haben.

Die Knaben aber trösteten sie und sprachen: Fürchtet nichts, unser einer weiß sich schon zu helfen. Um Leopolden ist es uns nicht bange; der ist an dergleichen Späßchen schon gewöhnt; ist's doch nichts anders als eine lustige Schlittenfahrt.

Indem man so ängstlich that und tröstete, kam der wackere Leopold lachend, wie ein Steinbock, daher geklettert. Die Mädchen wurden ruhiger, und Hannchen rief dem Helden lächelnd entgegen: nun, Herr Ritter! wenn einmahl die Pyrenäen zu besteigen sind, so muß man sich wohl vor allen andern an Sie wenden?

Leopld wird dann wenigstens einen trefflichen Kourier abgeben können, sagte Christinchen, und jede wußte etwas vorzubringen, was dem jungen Helden eine kleine Röthe ins Gesicht jagen mußte.

Lacht und spottet ihr nur immer zu, rief Leopold, ich verdiene alles nicht. Hannchen, die Lose,

ist an meinem Falle Schuld. Ich mußte doch die Spötterin widerlegen.

„Widerlegen, aber dich nicht niederlegen," fiel ihm Hannchen ins Wort.

Leopold mochte zu seiner Vertheidigung vorbringen was er wollte, es half alles nichts; die Mädchen ließen es nicht gelten.

Scherzend und verwickelt in einen freundschaftlichen Streit, erreichte man die Spitze des Hügels, ehe man sichs versah. Die herrlichste Aussicht belohnte die Wanderer für die Mühe, die ihnen das Ersteigen desselben verursacht hatte, und für die Angst, welche die armen Mädchen leiden mußten. Freundlich winkte ihnen in einer kleinen Entfernung ein schönes Birkenwäldchen. Dahin wandelten sie Hand in Hand, einige hüpften und sangen ein Liedchen, das Herr Dietrich aus dem Stegereif (wie man zu sagen pflegt) gemacht hatte:

Wir wallen hüpfend, groß und klein,
Auf sanftem Frühlingsgrün,
In einen schönen Birkenhayn,
Wo blaue Veilchen blühn.

Sie sind der Wiesen schönste Zier,
Mehr werth als Silberglanz;
Die holden Veilchen pflücken wir,
Und binden sie zum Kranz.

Ein schmuckes Kränzchen zieret fein
Die Jugend in dem Grün,
Drum hüpfet in den Birkenhayn,
Wo blaue Veilchen blühn.

Nun hüpften alle, auch die Erwachsenen nicht ausgenommen, dem schönen Wäldchen zu, und wiederhohlten die letzten Zeilen des Liedchens:

Wir hüpfen in den Birkenhayn,
Wo blaue Veilchen blühn.

Man hatte den Birkenhayn erreicht. Ach! wie schön sieht es hier aus, sprach Lottchen, ich wollte, wir äßen hier unser Mittagsmahl. Dieses wünschten auch die übrigen, aber Wertheim meynte, das Essen wäre nun einmahl in der Mühle bestellt, und dasselbe hieher zu bringen, ginge nicht füglich an. „Wenn euch das Plätzchen so sehr gefällt," sprach er, „so können wir hier ein Stündchen verweilen; ihr könnt Veilchen pflücken und Kränze winden, wir Erwachsenen wollen euch helfen."

Indem sie so mit einander sprachen, vernahmen sie in einer kleinen Entfernung eine menschliche Stimme. Horcht! es ist ein Klagegesang, sagte Karl, und er hatte Recht. Aus einigen Zeilen, die man deutlich vernehmen konnte, erhellte, daß der Sänger ein Soldat seyn müsse, der über sein Geschick jammerte. Er sang nämlich, wie Leopold gleich bemerkte, das Schubartsche Lied:

Mit jammervollem Blicke,
Von tausend Sorgen schwer,
Hink' ich an meiner Krücke
In weiter Welt umher.
u. s. w.

Der Gesang machte auf die Gesellschaft einen tiefen Eindruck, und erregte viel Mitleiden. Die Kinder baten, man möchte doch dem Orte näher gehen, von woher die klagende Stimme käme; und die Lehrer waren dazu gleich geneigt.

Man erreichte bald diesen Ort, und fand hier unter einer freystehenden Birke einen gelagerten Krieger, aus dessen Mienen viel Ehrlichkeit und Geradheit, eine stille Traurigkeit und etwas Unmuth hervorblickte. Er war schlecht gekleidet, sein rechtes Bein krumm gebogen, und neben ihm lag eine Krücke.

Guten Morgen, lieber Mann! sagte in einem herzlichen Tone Herr Wertheim.

Guten Morgen! wiederhohlten die Uebrigen.

Der Soldat. Schönen Dank.

Wertheim. Er hat sich ein recht schönes Plätzchen zu seinem Lager gewählt, guter Freund.

Der Soldat. Es ist Ihnen wohl nicht recht, daß ich das gethan habe?

Wertheim. Wie kommt er auf diesen Gedanken? Er traut mir wohl, wie ich sehe, nicht viel Gutes zu?

Der Soldat. Sie sind ein Mensch, und, wie ich sehe, gehören Sie unter die vornehmen Leute.

Wertheim. Er scheint sehr gegen die Menschen vorzüglich gegen die Vornehmen, eingenommen zu seyn.

Soldat. Und das mit Recht.

Wertheim. Wie so, lieber Mann?

Soldat. Weil die meisten Menschen, besonders die Vornehmen und Reichen, hartherzige Leute sind.

Christinchen. Nicht doch, guter Freund! es giebt gewiß viele brave, freundliche Menschen. Seh' er uns doch nur recht an; sind wir denn auch hartherzig?

Soldat. (etwas freundlicher) Vielleicht ist Mamselchen nicht hartherzig.

Christinchen. Warum denn nur vielleicht? Ich bin nicht hartherzig, das kann er mir glauben; und alle, die er hier sieht, sind es auch nicht; haben wir doch bey seinem Gesange beynahe Thränen vergossen.

Soldat. (gerührt) Beynahe Thränen vergossen? Sie wären also auf meiner mühseligen Reise fast die ersten, die Mitleiden mit mir fühlten. Schon ein Vierteljahr hink' ich im Lande herum, und noch hab' ich außer Ihnen nur eine einzige Seele gefunden, die an meinem Elende Theil nahm. Ich bin ein elender Mann. Vor zwölf Jahren zwang man mich Soldat zu werden. Von jeher war ich gegen diesen Stand eingenommen. Aber es hieß: das Vaterland ist in Gefahr; und ich beruhigte mich, als man mich mit Gewalt unter das Militär nahm. Du hilfst dein Vaterland retten, dacht' ich, und ver-

gaß Haus, Weib und Kinder, von denen man mich trennte. Ich muß gestehen, daß ein heimlicher Stolz in meiner Brust sich zu regen anfing, als ich zu mir sagte: du kannst vielleicht durch deine Tapferkeit das Sengen, Morden und Plündern in dem Lande deines Königs verhindern, und dich um das Wohl vieler Familien recht sehr verdient machen. Und es ist mir auch, Gottlob! gelungen, viel Unglück zu verhüten. Aber ich mußte es auch theuer bezahlen. Ich bin zum Krüppel gemacht worden. In einer blutigen Bataille zersplitterte mir ein feindlicher Dragoner das Schulterblatt; kaum war die Wunde geheilt, als in einem neuen Scharmützel mir eine Kugel den Daumen an der linken Hand wegriß, und in der vorletzten Schlacht durchbohrte eine Kugel das Knie am rechten Beine. Länger als ein halbes Jahr mußte ich im Spitale liegen und die heftigsten Schmerzen ausstehen. Als der Friede geschlossen war, hieß man mich meiner Wege gehen, weil ich zu Kriegsdiensten nicht mehr tauglich wäre.

Leopold. Man wird ihn aber doch für seine Bravour belohnt, ihm ein schönes Stück Geld auf den Weg mitgegeben und eine jährliche Pension ausgesetzt haben?

Soldat. Ach! lieber junger Herr, daran hat man nicht gedacht. Die Herren haben andere Sachen in Menge zu schaffen, woher bekämen sie so viel Zeit, auf einen armen verkrüppelten Soldaten zu denken.

Karl. Das ist nicht sein Ernst, lieber Mann. Sie werden Ihn unmöglich ohne Geld haben fortgehen lassen.

Soldat. Und doch thaten sie dieses; Sie können mir es auf mein Wort glauben.

Franz. Je! das ist ja abscheulich. Der Kuckuck möge dann Soldat werden. Erst sich zerschiessen und zerhauen lassen, und dann als ein Bettler darben; nein! das ist zu arg. Da werde Soldat, wer da will, ich werde nie einer.

Soldat. Sie werden wohl daran thun, lieber junger Herr. Es ist wohl wahr, man muß sich seines Vaterlandes annehmen, wenn es in Gefahr ist. Aber das ist nicht immer der Fall. Der brave Soldat möchte oft blutige Thränen vergießen, wenn er gezwungen ist, auf seine Brüder, die, wie er, unschuldig und oft die besten Menschen von der Welt sind, loszuschießen und sie niederzumetzeln. Ach! ich könnte ihnen Geschichten erzählen, bey welchen Sie schaudern müßten. Und was kommt endlich heraus? Man wird zum Krüppel geschossen oder gehauen, ist zu keiner Arbeit mehr geschickt, und muß nun sein Brod kümmerlich erbetteln. Auch da sind die Menschen noch so unbarmherzig, und begegnen einem mit Verachtung, verschließen dem armen Invaliden die Thür, und werfen ihm ein elendes Almosen hin, das kaum hinreicht, sein kummervolles Leben kärglich zu fristen.

Lottchen. Seine Frau und die Kinder werden wohl erschrocken seyn, als sie ihn so übel zugerichtet erblickten.

Soldat. Meiner Frau und meinen Kindern fehlt jetzt nichts (es tritt ihm eine Thräne ins Auge). Die sind wohl verwahrt, besser als der Mann und Vater. Ach! ich habe sie nie wieder gesehn. Gott hat sie zu sich genommen. Schon oft hab' ich ihn gebeten, er möchte mich doch bald wieder in ihre Gesellschaft kommen lassen. Sie starben in der drückendsten Armuth.

Wertheim. Er ist zu bedauern, guter Mann. Aber es wird auch ihm einmahl die Stunde der Erlösung schlagen. Bis dahin trage er sein Leiden mit Geduld. Sieht er, wie die guten Kinder ihr Gesicht wegwenden, und ihm eine Thräne des Mitleidens weinen.

Soldat. (gerührt) O ich seh' es, bester Herr! ich seh' es; und es wird mir leichter ums Herz. Glauben Sie mir, auf meinem ganzen Wege hab' ich nicht so viel Theilnahme gefunden. Viele bittre Zähren sind mir entflossen, wenn ich sah, wie man mich abwies, ehe ich noch um ein Almosen bat, wie man mich mit Verachtung, mit Gleichgültigkeit und Kälte aller Orten behandelte, und an meinem Schicksale nicht den mindesten Antheil nahm. Einen einzigen christlichgesinnten Christen habe ich gestern auf dem Felde gefunden; der goß Balsam in meine Wunden. Es war ein Hirt; ich werde, so lang' ich lebe,

mich dankbar an ihn erinnern. Gequält von einem großen Hunger, wankte ich halb ohnmächtig zu ihm hin. Da rief er mir entgegen: „Komm Bruder, her zu mir, und setze dich neben mir nieder. Du bist unglücklich, das seh' ich. Hier will ich mit dir theilen, was ich habe. Laß dir die Milch schmecken; sie ist gut." Der brave Hirt labte mich durch seine Milch; und ich schlummerte vor Müdigkeit in seinem Schooße ein. Neugestärkt wollte ich meinen Marsch weiter fortsetzen. Da ergriff er meine Hand und sagte: „Ich habe hier einen Vorrath von Toback, nimm ihn hin; auch diese Pfeife sey dein. Es ist meine beste. Geld habe ich nicht viel; sieh', dieser Thaler ist mein ganzer Reichthum. Laß uns ihn theilen. — Doch du hast ihn nöthiger, Bruder! nimm ihn ganz hin! — Nur einen Groschen will ich davon nehmen. Es ist heute Freytag, und bald wird mein Knabe gesprungen kommen und den Groschen abholen, den er an jedem Freytage von mir bekommt. — Aber mein Niklas ist ein wackrer Junge; er hat ein mitleidiges Herz, und er wird es nicht übel nehmen, wenn er heute keinen Groschen bekommt, besonders wenn er hört, daß ihn ein armer Unglücklicher erhalten hat. Nimm also den ganzen Thaler hin." O bester Herr! ich wußte nicht, wie mirs ums Herz war. Ich fiel dem Hirten um den Hals; er weinte, ich weinte. Ich wollte sein Geschenk nicht annehmen. Aber ich mußte wohl. Er drang es mir auf. Wenn ich nur seinen Namen wüßte; doch den wollte er mir nicht nennen, so sehr

ich ihn auch drum bat. Aber nie werd' ich den braven Hirten vergessen. In der Ewigkeit find' ich ihn gewiß wieder; da will ich ihm mit meinem Weibe und mit meinen Kindern recht herzlich danken.

Herr Wertheim mit seinen zwey Freunden Goldbach und Dietrich und die Kinder standen, gerührt durch die Erzählung des braven Kriegers, sprachlos da. Wertheim entfernte sich einige Schritte, und winkte der Gesellschaft. Man umringte ihn, und er begann folgende Anrede: „der Mann ist aufrichtig; er hat uns Wahrheit erzählt; seine traurige Lage fordert uns auf, ihm zu helfen, so gut wir können. Wer ihn also unterstützen kann, der thue es doch. Solche Nothleidenden ohne Hülfe zu lassen, ist Sünde."

Kaum hatte Wertheim ausgeredet, als die Kinder und Erwachsenen alles, was sie an Gelde bey sich hatten, froh und willig darbrachten. Es kamen drey Thaler zusammen.

„Wie wäre es, sagte Wertheim, wenn wir heute etwas sparsamer lebten, und dadurch etwas für den unglücklichen Krieger erübrigten. Wir haben einen Speciesthaler für Chocolade, die wir Nachmittags im Lindengarten genießen wollten, und einen Gulden für Wein bestimmt, der zu Mittage getrunken werden sollte."

O wir wollen keinen Wein, auch keine Chocolade, riefen die Kinder; und Wertheim legte den Speciesthaler und den Gulden zu den drey Thalern.

Hannchen nahm das Geld, und übergab es dem Nothleidenden mit den Worten: „Nehm' er das wenige hin, das wir ihm geben können; wir geben es ihm von ganzem Herzen, und wünschen nichts mehr, als daß es mehr wäre."

Eine Wohlthat, mit einem so reinen, theilnehmenden Herzen dargebracht, konnte der bewegte Soldat nicht verschmähen. Er nahm sie an, und sein Dank spiegelte sich in seinem Auge.

Wertheim, der noch mehr für den redlichen Unglücklichen thun wollte, bat ihn, seinen Weg nach der Mühle zu nehmen, und ihn da zu erwarten; er wolle mit der Gesellschaft bald nachkommen.

Dieses geschah. Der Invalide hinkte fort; die Kinder mit ihren Lehrern blieben noch im Birkenwäldchen. Das Bild des verstümmelten Soldaten schwebte ihnen lange vor, und es verging eine geraume Zeit, bis sie sich wieder erheiterten. Das Bewußtseyn, etwas zur Milderung der Noth eines Unglücklichen beygetragen zu haben, verwandelte den unangenehmen Eindruck, den er auf alle gemacht hatte, in eine stille, wehmüthige Empfindung, zu der sich aber auch etwas Süßes und Beruhigendes gesellte.

Man pflückte Veilchen, und wand sie mit Immergrün in Kränze. Die geliebten Lehrer sahen sich bald von ihren dankbaren Zöglingen umringt, und ehe sie noch wußten, was dieses bedeuten sollte, wa=

ren sie mit den gewundnen Kränzen gekrönt. Die frohe Jugend bildete einen Kreis und sang:

In diesem trauten Birkenhayn,
Wo holde Veilchen blühn,
Zollt unser Dank, so warm als rein,
Sie Euch mit Immergrün.

Eine Freudenthräne zitterte in dem Auge eines jeden Lehrers; sie umarmten die dankbaren Kleinen, und versicherten sie ihrer fernern Liebe und Freundschaft.

Vergnügt kehrte man in die Mühle zurück. Hier wurde in einer Laube, die eben zu grünen anfing, ein einfaches Mittagsmahl eingenommen. Der Soldat erzählte Geschichten, die den kleinen Zuhörern sehr gefielen, und Wertheim machte Plane, wie er wohl am besten ihm aus seiner Noth helfen könnte. Es ward zuletzt noch ein lustiges Spiel vorgenommen.

So verging der Nachmittag, und der Abend näherte sich. Jetzt brach man auf, dankte dem treuherzigen Müller für die gute Bewirthung, und wandelte immer der Stadt zu. Jedermann freute sich des froh verlebten Tages.

Als man auf den Hügel kam, von welchem man des Morgens den Aufgang der Sonne bewunderte, erblickte man ein neues, herrliches Schauspiel der Natur. Die Sonne senkte sich immer tiefer und tiefer, und schwand endlich ganz. Einem Feuermeere

glich die Abendröthe, welche von goldnen Wölkchen umkränzt war. In einer milden Dämmerung lag die untere Gegend, nur der westliche Himmel war noch sanft erhellt.

Die Gesellschaft auf dem Hügel betrachtete wonnetrunken diese erhabene Erscheinung. Eine feyerlich Stille lag auf den Fluren und auf dem Hügel.

„Ach! da sind sie ja!" halte es in einer kleinen Entfernung; und als man sich umsah, erblickte man zur größten Freude, Lottchens und Franzens Vater und Mutter. Sie waren der Gesellschaft entgegen gekommen, und freuten sich, dieselbe auf einem so schönen Platze zu finden.

Wertheim zog beide auf die Seite, und erzählte ihnen die Geschichte des braven Soldaten. Herr Friedfeld — so hieß Franzen's und Lottchen's Vater, — entschloß sich sogleich zur Rettung des Unglücklichen. „Ich habe in meinem Hause einen Mann nöthig, sprach er, der die Aufsicht über die Tagelöhner, über den Garten und manche Theile der Wirthschaft übernähme, dazu wäre wohl dieser Mann geschickt."

Ich bin überzeugt, erwiederte Wertheim, daß er Ihren Wünschen entsprechen werde, und daß Sie in ihm einen treuen und ehrlichen Mann finden werden.

Herr Friedfeld begab sich nun zur Gesellschaft, und fragte den Soldaten, ob er Lust hätte in seine

Dienste zu treten, und das Geschäft eines ökonomischen Aufsehers zu übernehmen? wenn er treu und redlich dasselbe verrichtete, so könnte er dafür auf lebenslänglichen Unterhalt rechnen.

Der Soldat weinte Freudenthränen über diesen menschenfreundlichen Antrag. „O so wäre ich denn, sagte er, von der größten Quaal, von der Nothwendigkeit, mein Brod zu erbetteln, befreyt! Gott möge sie dafür lohnen, theuerster Herr! ich aber will alles thun, wodurch ich mich dankbar gegen Sie beweisen kann; treu und gewissenhaft will ich das Geschäft betreiben, das Sie mir anvertrauen."

Eine allgemeine Freude verbreitete sich in der ganzen Gesellschaft. Die Kinder hüpften, und Franz rief: herrlich! herrlich! nun darf der brave Mann nicht länger mehr betteln und sich verachtet sehn! und Leopold erwiederte: das ist schön; gelt', nun kommen wir öfter zusammen? denn der Kriegsmann muß uns erzählen, wie's im Kriege zugeht, wie die Kanonen behandelt, die Lager aufgeschlagen, und Festungen mit Sturm erobert werden. Ich höre so was ungemein gern.

„Ich auch!" versetzten Karl, Wilhelm und Franz.

Man setzte nun die Wanderung fort, und jedes kam vergnügt in seiner Wohnung an.

Diesen Tag vergaß man nie. Man hatte schon einige Jahre hindurch an dem ersten May viel Ver-

gnügen genossen; aber so innig glücklich hatte man sich kein mahl gefühlt, als jetzt.

Wer sich einen recht vergnügten Tag machen will, der vermindre die Leiden seiner Brüder.

Die Maygesellschaft erfuhr dieses. Menschenfreundlich hatte sie einem Nothleidenden geholfen; deswegen hieß es bey ihr noch spät im Jahre: „Das war ein freudenvoller Tag, der erste May!

Der kleine Lateiner.

Wie? Aaron Schwarzkopf lernt wirklich lateinisch? ha! ha! ha! Lateinisch! wie kommt er und das Lateinische zusammen? wozu soll ihm dieser Plunder nützen? So rief spöttisch Israel Lachmund, und seine Kameraden, Xaver und Bartholomäus, lachten mit und billigten seine Rede.

Wie wär's, wenn wir ihm dieses Hirngespinnst aus dem Kopf jagten? fuhr Israel, der Spötter, fort, und seine zwey Geistesbrüder glaubten, man könnte dem Lateiner Aaron keinen bessern Dienst erweisen, als wenn man ihn dahin brächte, das lateinische Zeug bey Seite zu legen. Also — gleich wurde hierzu ein Plan entworfen. Man beschloß, zu Aaron zu gehn und ihm in lateinischer Sprache Complimente zu machen, gegen die Erlernung derselben mit lächerlichen Einfällen loszuziehen, und, wenn dieses nicht fruchtete, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, sich doch ja mit dem Lateinischen nicht den Kopf zu zerbrechen.

Aber wie sollten die albernen Späßchenmacher ihren Kameraden lateinisch begrüssen? sie selbst konn-

ten kein Wort lateinisch; ja sie wußten nicht einmahl, daß diese Sprache vor vielen Jahrhunderten von den Römern gesprochen worden, jetzt aber fast nur noch unter den Gelehrten im Gange sey. Sie glaubten, es gäbe jetzt noch, am andern Ende der Welt, ein Volk, welches allgemein lateinisch spreche. Israel Lachmund wußte sich aus der Verlegenheit zu helfen. Er erinnerte sich, in einem Winkel der Speisekammer einmahl ein lateinisches Wörterbuch gesehen zu haben, welches sein seliger Vater benutzt hatte. Er sprang hin, suchte es, und fand es zu seiner großen Freude. Nun darf es uns nicht bange werden, sprach er; dieser alte Tröster muß uns aus der Noth helfen. Die Wörter, die wir brauchen, wollen wir hier aufschlagen.

Das läßt sich hören, riefen Xaver und Bartholomäus. Man ging gleich ans Geschäft. Der Gruß, den man lateinisch ausdrücken wollte, bestand in folgendem: gehorsamer Diener, gelehrter, lateinischer Herr Bruder; ich freue mich, daß du so gelehrt und so lateinisch bist! Die Uebersetzung dieses Grusses war höchst lächerlich. Ich setze sie für diejenigen hierher, die sie beurtheilen können.

Obedientia famulus, doctus, a, um. latinus, a, um. Dominus Frater, tris; ego gaudeo, hoc tu sic doctus, a, um. et sie latinus, a, um. —!

Länger als eine Stunde lernten sie an diesem gelehrten Complimente. Jetzt gingen sie zu Aaron

Schwarzkopf, machten Kratzfüsse und tiefe Verbeugungen, nahmen eine ernsthafte Miene an, und sagten, wie Papageyen, die gelernten lateinischen Worte her.

Aaron saß eben am Tische und hatte den kleinen Lateiner vor sich. „Je! da sitzt ja der große Lateiner beym kleinen Lateiner! hieß es! gratuliren! gratuliren!"

Aaron wußte nicht, was er aus diesem Auftritte machen sollte. Ich versteh' euch wirklich nicht, sagte er zu den drey Harlekinen; was wollt ihr denn?

Ach! wirf das Zeug weg! rief ihm Israel zu, wozu nützt dir der Hokus Pokus!

Aaron verbat sich in seiner Stube einen solchen Lärm, und da er nicht aufhörte, wies er den Gratulanten die Thür. Laßt ihr mich nur immer bey meinem kleinen Lateiner, sprach er in festem Tone, ich befinde mich in seiner Gesellschaft viel besser, als unter so ungezogenen Jungen.

Israel machte Augen, denn einen solchen Widerstand hatte er von Schwarzkopfen nicht erwartet. Nun Adjeu! adjeu! Herr kleiner Lateiner! rief er hämisch, und zog mit seinen zwey Begleitern, Xaver und Bartholomäus, ab. Als er nach Hause kam, nahm er Bleystift und Papier und zeichnete Schwarzkopfen ab, wie er beym Tische sitzt und lateinisch lernt. Oben schrieb er: Aaron, der kleine Lateiner.

Der Lehrer hatte dieses erfahren und beschlossen, die Bosheit Israels hart zu bestrafen. Schon stand in der Schule die Bank mitten in der Stube, und es erging von Seiten des Lehrers der Befehl, Lachmund sollte sich darauflegen und zehn Stockhiebe bekommen. Allein Aaron Schwarzkopf näherte sich dem Lehrer, und bat recht herzlich für den Verurtheilten. Seine Bitten wirkten so viel, daß Israel für jetzt ohne Strafe davon kam. Indessen wurde Aaron von nun an, von den schlechtern Schülern, allezeit spottweise der kleine Lateiner genannt. Dies schreckte ihn aber nicht ab, allen Fleiß auf die Erlernung der lateinischen Sprache zu wenden. Anfangs kostete es ihm viele Anstrengung; aber

Lust und Lieb zu einem Ding,
Macht alle Müh' und Arbeit gering.

Aaron machte immer größere Fortschritte, und genoß nach zwey Jahren das Vergnügen, ohne vielen Anstoß eine schöne lateinische Schrift lesen zu können. Nach einigen Jahren war er im Stande, die alten römischen Schriftsteller, die noch nach Jahrtausenden die Bewundrung der gebildeten Menschen genießen werden, vorzunehmen, und aus ihren vortrefflichen Werken den größten Nutzen zu ziehen.

Israel blieb der alte Spötter, und wurde in seinen spätern Jahren ein unwissender Taugenichts, den niemand achtete. Xaver und Bartholomäus hatten sich

gebessert, und es wurden brauchbare Männer aus ihnen.

Aaron Schwarzkopf studierte, ward ein gelehrter Mann, und stand in allgemeiner Achtung. Er gab viele nützliche Bücher heraus. In der lateinischen Sprache hatte er sich solche Kenntnisse, und dadurch einen solchen Ruhm erworben, daß gelehrte Männer ihn in ihren mündlichen Gesprächen und gedruckten Schriften nie anders nannten, als: Aaron Schwarzkopf, der große Lateiner.

Frühlingslied.

Mel. Freut euch des Lebens.

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur,
Wallet auf Blumen
In die Natur.

Eine Stimme.

Kein kaltes Lüftchen wehet mehr,
Es blühen Veilchen um uns her,
Es trillert hoch in milder Luft
Die Lerch' ihr holdes Lied.

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur u. s. w.

Eine Stimme.

Es blühen auf der grünen Au,
Vergißmeinnichtchen, frisch und blau,
Und Schlüsselblumen, gelb wie Gold,
Entfalten ihren Kelch.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Die Sonne strahlt so warm, so rein,
Und alles glänzt von ihrem Schein,
Ihr Morgen= und ihr Abendroth
Schwellt sanft die stille Brust.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Das Thal ist grün, die Luft ist mild,
In Wäldern grast das muntre Wild,
Und fernher kommt der Schwalben Chor,
Der langen Störche Schaar.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Im dunkelgrünen Fichtenhayn,
Da summt so manches Käferlein,
Da murmelt ein Forellenbach
Auf marmorirtem Grund.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Schon wird die traute Laube grün,
Und Hyacinth und Tulpe blühn;
Der Philomele Nachtgesang
Hebt Herzen Himmel an.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Das Thal belebt ein sanft Geläut,
Auf Triften ziehen, weit und breit
Vergnügte Heerden hin und her;
Schön tönt des Hirten Lied!

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

Der Landmann sieht den Frühling nahn
Und blicket froh die Saaten an,
Und flehet den um ihr Gedeyhn,
Der Saaten keimen läßt.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

So Knab' als Mädchen freuen sich
Der Frühlingssonne, pflücken sich
Violen und Vergißmeinnicht,
Und winden sie zum Strauß.

Chor.

Freut euch des Frühlings u. s. w.

Eine Stimme.

O schön ist es im Lenze, schön!
Wo milde Zephyrs Lüftchen wehn,
O laßt uns, Brüder, Arm in Arm,
Die Pracht des Frühlings sehn.

Chor.

Freut euch des Frühlings
Auf neubelebter Flur,
Wallet auf Blumen
In die Natur.

Die sanfte Schwester.

Luischen, klein und wohlgemuth,
Der Mutter größte Freude,
Ist allzeit fleißig, still und gut,
Ist frey von allem Neide.

Schön singt sie frohe Liederchen
Am Abend und am Morgen;
Allein ihr wildes Brüderchen
Macht seinen Eltern Sorgen.

Es ist wohl schon ein halbes Jahr,
Da fuhr der lose Knabe —
Dem kleinen Ernst in's krause Haar,
Wie nach der Maus der Rabe.

Doch seine Mutter sprang herbey,
Fick! fick! schallt's auf dem Rücken,
Groß war des Knaben Angstgeschrey,
Die Ruthe ging in Stücken.

Luischen kam im vollen Lauf
Zu diesen Trauerscenen,
„O liebe Mutter! hör' doch auf!"
Bat sie mit heißen Thränen.

Die aufgebrachte Mutter that,
Was, voll Geschwisterliebe,
Das sanfte, gute Mädchen bat,
Und endigte die Hiebe.

Doch Wilhelm wußt' ihr wenig Dank
Für ihre Bitt' und Thränen,
Man sah ihn bald durch Mien' und Sang
Die kleine Schwester höhnen.

Dieß kränkte sehr das gute Kind;
Doch barg sie tief im Herzen,
Noch immer schwesterlich gesinnt,
Des bittern Hohnes Schmerzen;

Und wenn der kleine wilde Thor,
Bestraft von seiner Mutter,
Gar oft das Vesperbrod verlohr,
Gab sie ihm Brod und Butter.

Und noch umfaßt sie allezeit
Den Störrigen mit Liebe,
Doch er weiß nichts von Dankbarkeit,
Von diesem schönen Triebe.

Allein es sieht auch jedermann,
Der in sein Herz gedrungen,
Verächtlich, ohne Liebe an
Den undankbaren Jungen.

Luischen, nie im Guten matt,
Entfernt von Stolz und Neide,
Ist immer noch der ganzen Stadt,
Und ihrer Eltern Freude!

Doch Wilhelm wußt' ihr wenig Dank
Für ihre Bitt' und Thränen,
Man sah ihn bald durch Mien' und Sang
Die kleine Schwester höhnen.

Dieß kränkte sehr das gute Kind;
Doch barg sie tief im Herzen,
Noch immer schwesterlich gesinnt,
Des bittern Hohnes Schmerzen;

Und wenn der kleine wilde Thor,
Bestraft von seiner Mutter,
Gar oft das Vesperbrod verlohr,
Gab sie ihm Brod und Butter.

Und noch umfaßt sie allezeit
Den Störrigen mit Liebe,
Doch er weiß nichts von Dankbarkeit,
Von diesem schönen Triebe.

Allein es sieht auch jedermann,
Der in sein Herz gedrungen,
Verächtlich, ohne Liebe an
Den undankbaren Jungen.

Luischen, nie im Guten matt,
Entfernt von Stolz und Neide,
Ist immer noch der ganzen Stadt,
Und ihrer Eltern Freude!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Familiengemählde und Erzählungen für die Jugend

Bd.: 1

Reutlingen (1801)

Paed.pr. 4415 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761768-7